

# Ostland

Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

5. Heft

Mai 1929

4. Jahrgang

## Zum achtzigsten Todestag Stephan Ludwig Roth's

erschossen am 11. Mai 1849

### Steph. Ludw. Roth-Worte<sup>1)</sup>

Die Vaterlandsliebe kann nur dort wachsen und stark werden, wo das Volk Anteil an der Regierung nimmt, wo jeder einzelne für das Ganze steht und wo das allgemeine Wohl des Vaterlandes zur allgemeinen Sorge, zur allgemeinen Angelegenheit wird.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Vollkommen zentralisierte Staaten genießen nur das verwegene Glück eines Seiltänzers: nur ein Fehltritt, der sich nicht verbessern läßt, und er liegt im Staube. Schläft einmal der Steuermann, sitzt ein unverständiges Kind am Ruder, wie leicht strandet ein Schiff, wenn sonst niemand acht gibt oder die Mannschaft der Galeere nur im Zertrümmern des schwimmenden Gefängnisses die Erlösung hoffen kann.

Wie eine Storkrakete anfangs mit brausender Schnelligkeit gen Himmel steigt, je mehr sie aber sich von ihrem Ausgangspunkt entfernt, an Geschwindigkeit immer mehr abnimmt, bis sie, im Scheitelpunkte zwischen Fall und Steigen angelangt — stillsteht, also verhalten (in einem überzentralisierten Staate) die Wirkungen der Befehle, anfangs sind sie heftig, letztlich schwach. Daher haben weise Männer alter und neuer Zeit den Bau eines Staatskörpers so einzurichten gesucht, daß der große Staat aus kleineren Selbständigkeiten bestünde, die, zwar dem Ganzen als Glieder dienend, für sich dennoch Ganze bildeten.

<sup>1)</sup> Aus dem Steph. Ludw. Roth-Brevier „Stürmen und Stranden“, Ausland und Heimat Verlags-Altiengeellschaft Stuttgart, 1924.

Wenn wir das Wohl, die Ehre des Volkes wollen, wie wir sagen, so laſſet uns tun ein jeglicher, wie es ihn innerlich treibet, sein Amt in Rechenschaft. Diese Sonne ist der wahre Volkſfreund, der klug, gut und mächtig ist. Scheinet die Sonne der Gottesfurcht in den Herzen helle und warm, so dienen Leihhäuser und Sparkassen allerdings zur Sparſamkeit und Sicherheit des Erwerbes, ſie ſind im Verkehr ein gutes Wagenſchmier an der Handelsachſe — ſcheint aber die Sonne der Gottesfurcht im Rechtsbewußtſein nicht, ſo iſt die Wärme und das Licht der Leihhäuser und der Sparkassen nur ein Kohlenfeuer im Windofen, nur das Licht von einer Tranlampe.

Mein Fach iſt das praktiſche. Mag die Kunſt und Wiſſenſchaft im Sempel Bildſäulen und Verherrlichungen des Idealen aufſtellen. Das iſt Hauptſache. Aber der Aufbau des Sempels, die Hülfe, der Leib des Überſinnlichen iſt eine Nothſache. Die erſtere Beſchäftigung findet, weil ſie angenehm iſt, leichter Arbeiter, aber es braucht auch Ziegelbrenner, Holzfäller, Mörtelmacher, und zu dieſen Arbeiten finden ſich weniger Liebhaber. Mit wohlbedachter Reſignation entſchloß ich mich zum Niedrigen, aber Unerläßlichen. Ich kenne die Bedürfniſſe des Alltagslebens und arbeite, dieſen Dränger zu befriedigen. Wir müſſen herabſteigen, um hinaufzuſiehen. Alle, die auf's Volk gewirkt haben, was doch die ſchönſte und größte Aufgabe iſt, haben ſich ihm anbequemt.

Der ewige Friede als das Ideal eines durchaus rechtlichen Zuſtandes der Völker iſt nur durch eine allmähliche Annäherung zu demſelben durch eine fortſchreitende Verbeſſerung des phyſiſchen, politiſchen und moraliſchen Zuſtandes der Völker möglich.



# Stephan Ludwig Roth<sup>1)</sup>

von Prof. Dr. Otto Folberth-Mediasch

Stephan Ludwig Roth wurde im Jahre 1796 in Mediasch in Siebenbürgen geboren. Nach dem Abschluß seiner Gymnasialstudien in Hermannstadt bezog er im Frühjahr 1817 die Universität Tübingen. Die Reise dorthin dehnte er freiwillig auf ein halbes Jahr aus, nahm längere Aufenthalte in der ungarischen Hauptstadt Pest, in der österreichischen Wien und schlug von dort einen weiten Umweg in das damals noch wenig erschlossene Salzkammergut ein, das er auf abenteuerreicher Wanderung durchquerte. Schon darin zeigte sich deutlich seine Neigung, von den breiten Heeresstraßen des Lebens abzuweichen. Was er auf dieser Reise erlebt hatte, wurde in Tübingen zu einem sauber geschriebenen stattlichen Bande verarbeitet und bildet ein Kleinod des Roth'schen Nachlasses. Es ist mehr als eine Reisebeschreibung, es ist ein Erlebnisbuch.

In Tübingen führte Roth ein rechtes Studentenleben. Neben Kneipen und Singen, Reiten und Fechten, Fischen und Krepsen blieb noch Zeit genug fürs Studium. Darin galt seine ganze Liebe vorläufig der Philosophie. Er glaubte in ihr eine ferne geistige Heimat gefunden zu haben, sie ist ihm noch das, was er von ihr fordert: ein Land, das er mit seinen Freunden lachend und streitend befahren kann, um die Wahrheit zu suchen. In diesem Glauben greift er zu den Büchern der Zeit. Je länger er darin liest, desto entfernter klingt das Lachen der Freunde, Hufschlag und Wälderrauschen — endlich klappt eine Kluft zwischen dieser und jener Welt. Aber Roth liebt über alle Maßen das starke, frohe Leben und wird der Buchphilosophie gram, ja treulos. Er schreibt: „Das Herz geht dabei leer aus.“

Da fällt in seine junge Seele der „Feuerbrand der Theologie“. Und er öffnet wieder die dickleibigen Bücher, hinter denen das hohe Geheimnis der Welt verschlossen liegen soll. Aber auch hier tritt ihm die Wissenschaft nach seinen eigenen Worten „wie ein abgelebter Greis entgegen, der einer anderen Welt angehört, dessen Schritte dem Grabe zueilen“. Und auch diese Flügel brechen.

Das reizende Schwabenland zwischen Donau und Rhein wird nun von Tübingen aus, mit Freunden und allein, kreuz und quer durchzogen. Es ist, als ob Roth überall auf der Suche sei nach dem, was Tübingen ihm vorenthalten hatte: nach dem großen Führer. Aber erst im Sommer 1818 winkt ihm aus der Ferne ein Licht. Er hört von Pestalozzi, dem genialen Schweizer Erziehungsreformer. Sofort werden alle anderen Pläne zurückgestellt. Eine große Reise, die ihn auf väterliche Anregung in die Hauptstädte Europas, nach Paris, London, Berlin hätte führen sollen, wird ohne jedes Bedauern aufgegeben. Unbedenklich, mit der Sicherheit eines Traumwandlers, begibt sich Roth auf den neuen Weg. Aber wiederum zu Fuß und auf Umwegen, denn das Wandern durch seltsame Städte und über hohe Gebirgspässe ist ihm schon zur zweiten Natur geworden.

<sup>1)</sup> Aus einem im Süddeutschen Rundfunk gehaltenen Vortrag über Stephan Ludwig Roth.

Pestalozzi lebte damals in Yferten, einem kleinen Ort der französischen Schweiz, nahe dem Neuenburger See. Er zählte fast 75 Jahre, als Roth ihn mit gläubiger Seele aufsuchte. Seine Höhe hatte er fraglos überschritten, doch ließ sein Ruf nichts davon merken. Die Erziehungsanstalt, die in einem staatlichen Schlosse untergebracht war und ungefähr hundert Kinder beherbergte, bildete europäischen Gesprächsstoff. Zahllose Fremde aus aller Herren Länder besichtigten das Institut und verbreiteten die Kenntniss über seine „Methode“.

Roth wurde von Pestalozzi freundlichst aufgenommen und von ihm für ein Jahr verpflichtet, den Unterricht des Lateinischen im Institut zu leiten. Außerdem sollte er, schon eingearbeitet in die Methode, durch Herausgabe einer lateinischen Grammatik zu ihrer weiteren Verbreitung beitragen. Er gehörte also nicht nur zu dem großen Stab der praktischen, sondern auch zu dem kleinen, erlesenen der wissenschaftlichen Mitarbeiter Pestalozzis.

Unter solchem Eindruck eines ungewöhnlichen Vorbildes, einer verheißungsvollen Sache und früher Erfolge schossen auf der weiten Oberfläche seiner geistigen Vorstellungen die Kristalle zusammen. Er erfuhr in logisch fortschreitender Verdeutlichung das, was die Besten in ihrem Leben einmal überfällt und ewig bindet, die Meisten aber niemals aber auch nur wittern: seine Aufgabe. Sie hieß: Volkserziehung.

Es ist kein Zufall, daß der junge, glühende Siebenbürger auf der Suche nach dem Sinn der Zeit damals in der Schweiz landete. In Osterreich herrschte das reaktionäre Polizeiregiment Metternichs, das in allen fortschrittlichen Bestrebungen Revolution witterte. „In Deutschland“, schreibt Roth selbst an einer Stelle, „sieht es finster aus . . . ein schöner Traum schwebte über Deutschland, er ist zerflossen. Gerne wollte ich diese Blätter in der Geschichte umschlagen, der Genius Deutschlands steht mit gesenkter Fackel. Ein großer Gang fehlte unserer Geschichte d. h. sie hat den Charakter der Charakterlosigkeit . . . wer nicht auf der Oberfläche der bedeutungslosen Gegenwart schwimmt, wer nicht durch die Brille des Zeitgeschmacks falsch sieht, muß von gerechter Trauer erfüllt werden ob dem Leben im Tode, oder dessen, was des Todes ist. Wo öffnet sich dem Frieden, wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?“

Nicht also nur den Führer suchte Roth in Pestalozzi, sondern auch einen Zufluchtsort der Freiheit: in der Schweiz. In der That, kein Land auf Erden hätte ihm damals mehr bieten können als dieses, das gerade die Jahre seiner großen sozialen und Erziehungsreformer erlebte. Neben Pestalozzi waren Fellenberg und andere zum Theil in großen Instituten am Werk, um den deutlich brüchig gewordenen Geist der europäischen Menschheit durch einfache, edle Menschlichkeit wieder aufzuwerten. Roth ist seinem innersten Drange nach stets Reformers gewesen. Einem Schwamme gleich sog er alle diese Beglückungs- und Humanitätsideen in sich auf, um sie einmal seiner geliebten Heimat, dem fernen Siebenbürgerlande zu vermitteln. Anträge sowohl von seiten Pestalozzis als auch Fellenbergs, in der Schweiz zu bleiben oder nach London oder Venedig an größere Schulen

zu gehen, schlug er aus. Er lebte auch in der Schweiz eigentlich nur im Hinblick auf seine Heimat. Ja, fast wäre es dazugekommen, daß er Pestalozzi einer seiner besten Stützen beraubt hätte, um sie seiner Heimat zuzuführen. Als er am 6. April 1820 von Jferten Abschied nahm, um die Heimreise anzutreten, war er mit Marie, der Schwester des Pestalozzianers Joseph Schmid, verlobt und rechnete sicherlich damit, sie würde ihm bei der Gründung einer Erziehungsanstalt in Siebenbürgen mit Rat und Tat zur Seite stehen. Er hatte sich in ihr getäuscht. Als seine ersten Kämpfe in Siebenbürgen begannen, sagte sie sich von ihm los.

Was nun hat Roth mit den Schweizer Ideen in Siebenbürgen angefangen? Kurz gesagt: er hat Zeit seines Lebens in Wort und Schrift für sie gekämpft und ist für sie gestorben. Und als man im Jahre 1927, den hundertsten Todestag Pestalozzis in allen Ländern als den des größten Erziehers der Menschheit festlich beging, hat man sich nicht ohne Wehmut und stiller Bewunderung seines siebenbürgischen Jüngers erinnert, der es mit den Schweizer Ideen so ernst wie keiner genommen, der einer ganzen Welt zum Trost an ihnen festhielt, selbst dann noch, als der Flügelschlag eines tragischen Schicksals schon dunkle Schatten werfend sein Haupt umrauschte.

Die vielen Briefe, die uns von Roth aus diesen erlebnisreichen Jahren der Wanderschaft und der Heimkehr erhalten geblieben sind, geben auf das genaueste Aufschluß über seine innere Entwicklung. Sie werden sicherlich einmal dank ihrer edlen Form, die wie aus einer untergegangenen Kulturwelt in unsere Lage ragt, ihrer originellen Sprache und ihrer weiten Gedankenwelt zu den Kleinoden deutscher Memoirenliteratur gehören.

Die Gründung eines Pestalozzianums in Siebenbürgen war Roth, trotz eifrigen und umsichtigen Bemühens nicht gelungen. Er wurde hierauf Gymnasiallehrer in Mediasch, seiner Geburtsstadt, und versuchte das in der Schweiz Gelernte nun wenigstens in engem Rahmen praktisch zu verwerten. Neuerungen der verschiedensten Art wurden eingeführt, die alle den Fehler hatten, seiner kleinbürgerlichen Umgebung um Jahrzehnte vorauszulaufen und ihm insolgedessen nichts als Neid und Spott der Kollegen und Vorgesetzten eintrugen. Endlich, nach zehnjähriger Lehrtätigkeit, wurde der unbequeme Dränger auf ein Nebengeleise sächsischer Volksarbeit geschoben, indem ihm der unselbständige Wirkungskreis eines Stadtpredigers zugewiesen wurde.

So oft Roth auch Kränkungen zugefügt worden sind: niemals hat Spott seine Seele vergiften können. Nie verlor er das Zutrauen zu sich und der so oft Gestrandete fühlte sich niemals besiegt. Als evangelischer Prediger scheint er der Verinnerlichung des Glaubens im höchsten Maße gelebt zu haben. Es sind uns aus dieser Zeit Predigten erhalten, deren Innerlichkeit und Sprachgewalt sofort gefangen nehmen. Eine einzige Stelle stehe hier statt vieler: „Gott ist die Sonne, ewig unaufhörlich gehen die Strahlen aus der Sonne und kehren in sie zurück. Unser Leib ist ein Erdstäubchen. Tritt nun ein Stäubchen in den Sonnenschein, so wird es erhellt, es geht ihm sein Licht, sein Bewußtsein auf. Wenn es in den Sonnenstrahl

tritt, schlägt seine Geburtsstunde; solange es in diesem Lichte schwimmt, währt die Verbindung — es lebt. Sobald aber der Wind oder die eigene Schwere das Stäubchen über die Breite der Strahlen hinüberführt, gerät es in Dunkelheit. Die Verbindung hat aufgehört — es ist tot. Nicht der Strahl, nicht das Stäubchen, sondern die Verbindung. In ewiger Jugend und Frische hingegen strömt das Sonnenlicht aus und ein, und hört nicht auf, immer erfrischt und erneut am Sonnenherd, wie sich auch Stäubchen erhellen und verdunkeln . . .“

Prediger blieb Roth nicht lange. Nach drei Jahren schon d. i. 1837 wurde er zum Pfarrer von Nimesch gewählt, einer kleinen Landgemeinde in der Nähe von Mediasch und gelangte damit zu einer Stellung, die ihm viel besser auf seinen Leib zugeschnitten war. Endlich ist er auf sich gestellt, unabhängig im Handeln und Denken, endlich an der Spitze eines natürlichen, ihm so viel bedeutenden „Mikrokosmos.“ In Nimesch wird der niedergestreckte Acker seiner Seele neu aufgelockert und aus den erlösten Schollen spricht vielfache Frucht. Hier wird der Planer ein Schöpfer. Die Nähe der Erde und des erdbebauenden Volks erzieht in ihm einen Musterwirten, der kein Opfer scheut, um die Vorzüge fortgeschrittener Bodenbewirtschaftung zu erproben und zu verbreiten. Schöpferischer aber noch ist der Schriftsteller in ihm. Zu dieser Zeit entstehen übereinander hinauszwachsend die großen Schriften 1841 „Die Zünfte,“ 1842 „Der Sprachkampf,“ 1843 „Der Geldmangel.“ Es kann hier nicht der Ort sein, über Roths Schriften im einzelnen weitläufig zu sprechen. Im großen und ganzen ist über sie zu sagen: sie sind alle aus einem bestimmten Anlaß geschrieben, als Schutz- oder Streitschriften. Sie gehören jedenfalls zu den Meisterwerken der siebenbürgisch-sächsischen Literatur. Roth erweist sich in ihnen als ein Sprachmeister hohen Ranges. Immer bleibt seine Darstellung lebhaft und plastisch, seine Gedankenwelt von reichen Bildern erfüllt, seine Ausdrucksweise bald leidenschaftlich hinreißend, bald humorvoll scherzend, kurz: eine Sprache von Fleisch und Blut. Aber auch inhaltlich (was man weniger annehmen sollte) erweisen sich seine Schriften außerordentlich widerstandsfähig dem Zahn der Zeit. Gerade die gegenwärtige junge Generation Siebenbürgens hat es wieder erlebt, daß sich ihre Kampfziele in erstaunlich vielen Punkten vollkommen decken mit seinen und sie ist insofgedessen mit viel Eifer und Begeisterung am Werk, eine Wiedergeburt Stephan Ludwig Roths heraufzuführen. Sie wird dabei ihre vornehmste Aufgabe darin erblicken, das Werk dieses dem deutschen Mutterland so gut wie unbekanntem großen Siebenbürgers endlich so zum Leuchten zu bringen, daß es dem gesamtdeutschen Schrifttum nicht mehr verloren gehen kann.

Ich will die Gelegenheit hier benützen, um zwei Worte über die neuesten Stephan Ludwig Rothbücher zu sagen. 1924 gab ich ein Werkchen heraus, das sich „Stürmen und Stranden“ nennt und das in aphoristischer Zusammenfassung Auszüge aus den Schriften und Briefen Stephan Ludwig Roths in chronologischer Anordnung enthält. Es sollte rasch über ihn orientieren. Läßt sich dieses Büchlein etwa mit dem Scheinwerfer eines Kraftwagens vergleichen, der durch die nächtliche Landschaft rast, so könnte ich das mehrbändige Werk, das ich unter dem Titel „Stephan Ludwig

Roth, Gesammelte Schriften und Briefe“ eben jetzt vorbereite,<sup>1)</sup> vielleicht mit der Lampe eines Bergmanns vergleichen, der den verschlungenen Weg der Goldadern im Erz verfolgt. Man wird bei seiner Lektüre auf manche Überraschung stoßen und viele heimliche Freuden erleben.

Stand das geistige Leben Roths im Zeichen bayernden Kampfes, so stand sein persönliches im Zeichen schwerer Schicksalsschläge. 1831 war ihm die erste Gattin gestorben, später noch zwei erwachsene Kinder und zu Anfang des Sturmjahres 1848 schreibt er in einem Brief: „Ich habe, seit ich Euch verließ, meinen Vater verloren. Meine kostspieligen Wirtschaftsgebäude hat man mir abgebrannt. Letztlich ist mir am 7. Januar auch meine Frau (dies war also die zweite) im Kindbett gestorben. Das jüngste Kind taufte wir den Tag nach ihrer Beerdigung. Um mich stehen fünf unversorgte Kinder, deren ältestes im neunten Jahre ist. Ich will mein Kreuz auf mich nehmen und tragen in Geduld — aber es ist doch schwer“. — Drohend kündigte sich das Unheil an und Roth sollte seinen Kelch bis zur Neige leeren.

Die politischen Wirren hatten das Land gänzlich in Aufruhr gebracht. „Wir stehen auf vulkanischem Boden“ schreibt Roth aus der sächsischen Nationalversammlung, in die ihn der Jugendbund als seinen Führer entsendet hatte. Die Magyaren forderten im Rausche ihrer nationalen Befreiung die Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn, die Sachsen und Rumänen aber wollten noch weiter von Wien aus regiert werden. Schon kündeten sich die Greuel eines Bürgerkrieges im politisch überaus gespannten Lande an. Daraus erkannte Roth, daß in dieser höchsten Not nur die persönliche Tat am Platze sei und nahm das ihm vom österreichischen General Puchner angebotene Amt eines Friedensrichters im Kofelburger Komitat an. Seine Tat bestand darin, daß er einem bis auf äußerste erregten und aufgelösten, Raub und Plünderung preisgegebenen Landstrich ohne Blutgericht die Ruhe wieder gab. Doch als sich das Kriegsglück vorübergehend wendete und die Ungarn unter ihrem genialen Feldherrn Bem siegten, sollte er schwer dafür büßen, daß er in österreichischem Befehle gestanden und daß er seit jeher schon in Wort und Schrift für die deutsche Sache gekämpft hatte. Am 11. Mai 1849 verurteilte ihn ein gemischtes ungarisches Standgericht in Klausenburg zum Tode durch Pulver und Blei.

Es ist uns ein Brief erhalten, in dem Stephan Ludwig Roth kurz vor seiner Todesstunde Abschied von seinen Kindern nimmt. Wenn uns von ihm nichts anderes als dieser Brief geblieben wäre, müßten wir uns vor der menschlichen Größe dieses Mannes beugen. Auch gibt es eine mit rühmenswertem Geschick geschriebene Broschüre, in der ein Augenzeuge das Heldensterben Stephan Ludwig Roths beschreibt. Ihr sei zum Schluß die folgende Schilderung entnommen:

„Während dessen waren die zur Exekution bestimmten Kompagnien unter

<sup>1)</sup> Es erschienen mittlerweile Band I: „Die Wanderschaft“ und Band II: „Die Heimkehr“ im Klingor-Verlag Kronstadt, für Deutschland: Walter de Gruyter & Co., Berlin-Leipzig 1927/28. Band III erscheint im Herbst 1929.

das Gewehr getreten und der anführende Offizier trat herein und sprach: ‚Wenn es gefällig ist, Herr Pfarrer, es schlägt eben jetzt fünf Uhr‘. Er stand alsogleich auf von seinem Sitze, ordnete seine Kleidung und sprach, indem er nach dem Hut griff, halb scherzend: ‚Von gefällig sein, Herr Hauptmann, kann eben nicht die Rede sein, es wäre mir gefälliger zu leben, aber ich füge mich dem Befehle der Obrigkeit, die Gewalt über mich hat, denn es ist keine Obrigkeit ohne Gott‘... Mit einem Schritte vorwärts wendete er sich an die zahlreich um ihn versammelten Offiziere und sagte mit hoher Würde: ‚Meine Herren Offiziere, ich bitte Sie, hassen und verabscheuen Sie meine Nation nicht. Sie ist mit der Ihrigen jetzt zwar in Konflikt geraten, aber sie besitzt eine Fülle der schönsten Tugenden und wird der Ihrigen, wenn Sie mild und schonend mit ihr verfahren, gewiß eine treu- liebende und nützliche Schwester sein.‘ Bei diesen Worten traten wir hinaus, wo wir in der Mitte einer starken Wache und unter dem Zudrange einer un- übersehbaren Volksmenge den Weg zur Zitadelle, hinter welcher der Richtplatz ist, antraten. Dort angekommen wurde allgemeine Stille geboten und einer der anwesenden Blutrichter verlas, uns gegenüberstehend mit lauter Stimme den Urteilspruch, bei dessen Beginn mir mein zur Seite stehender unglücklicher Freund zuflüsterte: ‚Hören Sie das Lügengewebe!...‘ Als Roth nach vollendetem Gebete aufgestanden war und mir sein letztes Lebewohl gesagt hatte, nahm er seinen Hut vom Kopfe und warf ihn mit kräftiger Hand nach rückwärts in die Menge mit dem Ausrufe: ‚Den brauche ich nicht mehr!‘ Und, zu dem Offizier sich wendend, sagte er: ‚Nun steh ich zu Ihrem Befehle, Herr Hauptmann.‘ Auf den Wink desselben trat ein Mann mit einem weißen Tuche hervor, um ihm die Augen zu verbinden. Roth wies dieses als überflüssig von sich. Der Hauptmann befahl, es müsse geschehen, es sei so Ordnung. Roth beharrte bei seinem Willen, indem er sagte: ‚Verzeihn Sie, Herr Hauptmann, auch als zum Tode Verurteilter habe ich das Recht darüber zu bestimmen. Ich werde die Augen schon ohnehin bald für immer schließen, bis dahin aber will ich die schöne Welt Gottes schaun, solange es mir nur möglich ist. Wohin soll ich mich stellen?...‘

Auf seinem angewiesenen Platze stand der edle Mann mit über die Brust gekreuzten Armen, mit verklärtem Blicke gegen Himmel schauend — ein Anblick, der selbst bei seinen Feinden Achtung und Bewunderung hervorrief. Da erscholl das schreckliche ‚Feuer!‘ und in kurzen Zwischenräumen aufeinanderfolgend fielen die Schüsse. Der erste traf den rechten Oberarm, den Roth sogleich sinken ließ, ohne im übrigen seine Stellung nur im geringsten zu verändern. Der zweite Schuß traf die linke Seite in der Lendengegend. Jetzt sank Roth auf die Knie und bedeckte mit der linken Hand die Lende und in dem Augenblicke fuhr die dritte Kugel durch das teure Haupt und da lag der große und geliebte Mann seines Volkes in seinem Blute. Lautlose Stille herrschte, nachdem das Opfer gefallen, bei der unabsehbaren Volksmenge. Da trat der kommandierende Hauptmann, hingerissen von der Größe des Augenblickes, von der Seelengröße des gefallenen Mannes, vor und rief mit bebender Stimme: ‚Soldaten, lernt von diesem Manne, wie man für sein Volk stirbt.‘



## Zu Klausenburg im Ungarland . . .

Zu Klausenburg im Ungarland,  
Da mußte Ludwig Roth  
Für deutsches Wort und deutsche Tat  
Bezahlen mit dem Tod.

Die Feinde führten ihn hinaus  
Bis vor das Fellegschloß.  
Es folgte ihm mit wildem Hohn  
Ein großer Menschentrost.

Dort kniet er nieder zum Gebet.  
Ein namenloser Schmerz  
Um das zertretne Sachsenland  
Durchzitterte sein Herz.

Er sprach: „Mit freiem Angesicht  
Will ich die Welt noch sehn,  
Will frank und frei, wie ich gelebt,  
Dem Tod entgegengehn!“

Dann warf er rücklings seinen Hut  
Und rief die Feinde an:  
„Der bravste Hovved ist wohl jetzt,  
Der recht mich treffen kann.“

Sie zielten lang, sie zielten gut,  
Mit Blicken underwandt.  
Er sank: „O Gott! beschütze Du  
Mein schönes Sachsenland.“

Franz Oberth. Vertont von Hermann Kirchner.



# Kulturbolschewismus und Kulturschutz

von Paul Krannhals

Die Mächte der politischen Zersetzung des deutschen Volkes sind im Grunde die gleichen, die mit wachsendem Erfolge auch die Zersetzung der deutschen Kultur betreiben. Es zeigt sich hier eine — wenn auch unausgesprochene — kulturpolitische Einheitsfront nicht nur in der Verzerrung, Bekämpfung und Leugnung deutscher Geistesstradition, sondern auch in der Propagierung des eigenen entwurzelten Zeitgeistes, der als „positive“ Errungenschaft die deutsche Geistesstradition ablösen soll. Gegenüber dieser im weitesten Sinne kulturpolitischen Einheitsfront, die auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft, der Religion und des Erziehungswesens, der Wirtschaft wie des Rechtslebens usw. nicht minder wirksam ist als auf dem Felde der eigentlichen Politik, erweist sich die etwaige Gegenwehr des übrigen deutschen Volkes zur Zeit so bedeutungslos und im Grunde auch so planlos und zersplittert, daß man fast von einer kulturellen Lähmungspsychose sprechen kann. Ein Zustand, in dem zwar das Bewußtsein der Verfallszeit vorhanden ist, der aber nicht den kulturellen Lebenswillen aufbringt, um ihr erfolgreich zu begegnen.

Es liegt dieses einmal daran, daß auch solche Kreise schon von dem herrschenden Geist der Verfallszeit infiziert sind, die zwar noch ein waches — wenn auch passives — Bewußtsein vom Wesen deutscher Kultur haben, trotzdem aber in ihrem praktischen Verhalten den Geldbeutel als das Maß aller Dinge erklären. Um sie in etwas aufzurütteln, bedarf es schon besonders radikaler Äußerungen der kulturpolitischen Linksfrent, wie sie z. B. das „Tagebuch“, die „Weltbühne“, der „Simplizissimus“, der „Montagsmorgen“ usw. regelmäßig aufstischen oder wie sie die moderne Berliner Sexualekultur in den zahlreichen ihr zur Verfügung stehenden Theatern, Kabaretts usw. propagiert. Der gute Bürger schüttelt zwar dazu den Kopf, erklärt, er sei gewiß nicht prüde, allein, das sei denn doch „zu stark“. Unsere Jugend sei gewiß nicht so demoralisiert, wie sie die „Revolte im Erziehungsheim“, die „Krankheit der Jugend“ usw. schildern, die Verspottung der Religion in „Ehen werden im Himmel geschlossen“ oder „Himmelfahrt des Galgentoni“ sei unerhört, Stücke gegen den Abtreibungsparagraphen, wie der „Frauenarzt“ usw. seien unanständig usw. usw. Allein mit der Ablehnung als Zuschauer oder Kritiker ist für die Dauer nichts Positives getan, sondern wird nur das Wort Dostojewskys bekräftigt, daß die Deutschen seit Jahrhunderten nur vom Protest lebten.

Wir brauchen eine planmäßige und zielbewußt organisierte nationale Kulturpolitik. Ihr Sinn besteht aber nicht darin, zu untersuchen, ob z. B. solchen kulturzersetzenden Theaterstücken ein Kunstwert beizumessen ist — wie es etwa Professor Dibelius-Heidelberg, mit echt deutscher Objektivität, gegenüber Hasenclevers „Ehen werden im Himmel geschlossen“ getan hat. Ihre Aufgabe wäre es vielmehr, die

kulturzersehenden Tendenzen solcher Äußerungen des herrschenden Zeitgeistes als das allein Maßgebende zu betonen, gegen das sich die praktische Gegenwehr zu richten hat. Im wahrhaft deutschbewußten Bürger, der nicht gewillt ist, die heranwachsenden Generationen in dem heutigen Auißastall verkommen zu lassen, muß vor allem auch der gesunde Instinkt dafür geweckt werden, welche Strategie und Taktik sich hinter den „künstlerischen“ oder „humanen“ oder sonstigen an die „Freiheit“ appellierenden Äußerungen der kulturpolitischen Linksfrent verbirgt. Der l'art pour l'art=Standpunkt derer, die sich ob des Feldzugs gegen Schund und Schmutz entrüsten, ist ebenso nur eine Maske, welche die zersehenden Tendenzen in Schutz nehmen soll, wie die „Humanität“, die ins Feld geführt wird, um das deutsche Rechts- und Pflichtbewußtsein zu untergraben oder die „Freiheit“, die sich in der schrankenlosen Pressefreiheit das Dorado für alle volksverführenden und kulturzersehenden Elemente schafft. Mag es sich um die Untergrabung des religiösen Bewußtseins oder der Familie als der Grundzelle des Staatswesens, um die Zerstörung des Wehrgedankens oder der Staatsautorität selbst handeln — in den Händen derer, die auf die Sensationslust oder die niedrigen Instinkte eines unreifen Publikums spekulieren, bleibt die „Kunst“ im Bunde mit der „Freiheit“ der Meinungsäußerung ein gesetzlich sanktioniertes Mittel, dem Untergang deutscher Wesensart den Weg zu bereiten.

Zurzeit ist es nur eine kleine Minderheit, welche die Gefahr klar erkennt und ihr eine aktive deutsche Kulturpolitik entgegenzusetzen strebt. Mit der Ablehnung der radikalsten Erscheinungen ist es, wie gesagt, nicht getan. Es bedarf einer planmäßigen Organisation aller Kräfte, welche gewillt sind, der ganzen Grundhaltung des entwurzelten, entarteten Zeitgeistes das Bewußtsein deutscher Wesensart in der praktischen Tat entgegenzusetzen. Die Parole heißt hier nicht nur: Bekämpfung der kulturzersehenden Tendenzen aller Art und Schutz dem deutschen Kulturgut, sondern vor allem auch die Förderung der positiven kulturellen Kräfte der Gegenwart mit allen zu Gebote stehenden ideellen und materiellen Mitteln. In dem kürzlich in München ins Leben gerufenen „Kampfbund für deutsche Kultur“, dem eine Reihe allbekannter Geistesführer, wie Heinrich Wölfflin, Andreas Heusler, Othmar Spann, Paul Schulze-Naumburg, Hans von Wolzogen, Gustav Kossinna, Adalbert Wahl, Fritz Behn usw. angehören, sehen wir einen erfreulichen Ausdruck dieses wiedererwachenden deutschen Kulturwillens. Analoge Bestrebungen finden in dem „Schutzverein für die geistigen Güter Deutschlands“ (mit dem Sitz in Berlin) Ausdruck, der vor allem die Sammlung von Mitteln bezweckt, um mit ihnen die nationale Geistesarbeit da zu befruchten, wo sie am wirksamsten ist.

Die Lebenskraft solcher Bestrebungen — die, wie in den genannten Organisationen, aller Parteipolitik entrückt sein müssen — hängt angesichts der materialistischen Grundhaltung des Zeitgeistes sehr wesentlich von der Resonanz ab, die sie in Kreisen der Wirtschaft sowie desjenigen Teils der deutschen Presse finden, der gewillt ist, den deutschen Kulturwillen lebendig zu erhalten. Es bedarf keiner

Diskussion darüber, daß die ideelle Unterstützung einer in dieser Hinsicht zielbewußten Presse von unanschätzbarem Werte wäre, aber auch, daß umgekehrt Passivität und Gleichgültigkeit den Verfall stark beschleunigen würden. Gerade auch hier, gegenüber der Schicksalsfrage des deutschen Kulturwillens, erprobt sich der mögliche sittliche Wert der Pressefreiheit, der sich in der inneren Freiheit zu etwas ausprägt und nicht in der äußeren Freiheit von etwas, die an sich immer nur Willkür bedeutet.

Die Beziehungen der Wirtschaftskreise zu Fragen der Erhaltung und Förderung deutschen Kulturwillens sind z. B. im allgemeinen ziemlich passiver Art. Wohl fand merkwürdigerweise gerade Rudolf Steiners Antroposophie bei der Industrie großen Anklang. Daraus könnte man vielleicht die Hoffnung schöpfen, daß die Wirtschaft in absehbarer Zeit auch dem notwendigen Gedanken praktisch Ausdruck geben wird, daß die Erhaltung des deutschen Kulturwillens zugleich auch eine Lebensfrage der deutschen Wirtschaftsführung ist.

Ein besonderes Kapitel bildet die in der deutschen Eigenbrötelei begründete ungeheure Zersplitterung der nationalen kulturpolitischen Kräfte. Die babylonische Sprachverwirrung geht hierbei so weit, daß jeder Dichter und Philosoph den Kristallisationspunkt nicht nur eines, sondern zuweilen — wie die Schopenhauer-Gesellschaft und die Neue Schopenhauer-Gesellschaft zeigen — mehrerer Vereine bildet. Es ist gewiß sehr schön, wenn Eichendorff seinen Bund hat oder gar Karl Maria Holzappel, von Stephan George ganz zu schweigen, allein auch all solche Bünde, Gemeinden, Vereine müssen eines Tages an der deutschen Kulturnot zugrunde gehen, wenn wir uns nicht zu einer einheitlichen nationalen Kulturfront aufzuraffen vermögen. Heute haben wir hier jedenfalls das gleiche klägliche Schauspiel wie wir es in der Politik erleben. Man komme hier nicht mit dem innerseelischen Reichtum der Deutschen, der diese unübersehbare Differenzierung und Spezialisierung hervorruft. Praktisch bedeutet sie nichts anderes als eine Atomisierung der kulturellen Kräfte, die durch die Gegenkräfte allmählich aufgerieben oder ersetzt werden, wenn dieser Differenzierung nicht bald die Integration folgt, die Zusammenfassung in einer nationalen kulturpolitischen Front, die allein der kulturpolitischen Linksfrent wirksam zu begegnen vermag.

## Deutsche Dichtung in Luxemburg<sup>1)</sup>

An einer aus der Feder des bekannten Luxemburgischen Forschers Nikolaus Welter eben erschienenen Darstellung der „Mundartlichen und hochdeutschen Dichtung in Luxemburg“ interessiert den außenstehenden Volksgenossen eigentlich viel mehr der geistesgeschichtliche als der ästhetisch-literarische Teil. Welter nennt im Untertitel sein Buch vorsichtig „einen Beitrag zur Geistes- und Literaturge-

<sup>1)</sup> Nikolaus Welter, Mundartliche und hochdeutsche Dichtung in Luxemburg. 8°. 1929. 400 S. Preis 5 RM. Verlag St. Paulusgesellschaft, Luxemburg.

schichte des Großherzogtums“ und bekundet damit eine ähnliche Auffassung seinem heimischen Schrifttum gegenüber wie auch sonst die Literaturhistoriker kleinerer auslanddeutscher Gebiete, z. B. die Siebenbürger Sachsen: Die Dichtung muß mehr für einen Ausdruck der Kräfte im Volksgemüt als für eine gestalterische Macht einzelner künstlerischer Persönlichkeiten genommen werden, es muß der weitaus breitere Raum solchen Schöpfungen eingeräumt werden, die auch einer sehr schonenden ästhetisch-kritischen Betrachtung nicht standhalten können, die aber volkspychologisch überaus wertvolle Zeugnisse der Volks- und Heimatkunde, der politischen und kulturellen Einstellung bieten. So beansprucht die Luxemburgische Dichtung im Rahmen der Gesamtnationalliteratur kaum irgendwelche Beachtung, sie ist uns aber ein unvergleichlicher Wegweiser in die Luxemburgische Volksseele, die uns trotz aller Stammesverwandtschaft oft sehr verschlossen erscheint, weil die politische und geistesgeschichtliche Lage dieses abgesonderten deutschen Gebietes zu allen Zeiten die Tragik einer Zwischenstellung, die Halbheit zweier verschiedener mächtiger Bildungsströme (deutsch und französisch) bedingte. In diese Tragik der Luxemburgischen Volksseele läßt uns Welter tief hineinblicken, als roter Faden zieht sich durch die sonst des dramatischen Momentes stark entbehrende Luxemburgische Literaturgeschichte ein Ringen des Volkes um die Einheitlichkeit seines Geisteslebens, die es dann doch nicht erreichen konnte. Welter zeigt uns unwillkürlich — und das ist das bedeutsamste Ergebnis — daß dieser Geisteskampf doch ein tieferer und deutscherer gewesen ist, als wir es nach der heutigen Gesamtlage gewöhnlich vermuten. Ich lasse den Verfasser selbst sprechen:

Aber dem Auseinanderfallen der Schicksale, die der deutschen Sprache auf dem Grunde des deutschsprachigen Großherzogtums bereitet wurden, kam mir der Eindruck, als rühre ich mitunter an eine Tragik, die bisher nur den Wenigsten zu Gefühl gekommen sein mag. Dem im seelischen Zwiespalt befangenen Luxemburger dürfte es, unter dem Drucke der Angewöhnung, wohl recht schwer sein, diesen tragischen Unterton rein herauszuhören.

Die Geschichte des deutschluxemburgischen Schrifttums während der größeren Hälfte des 19. Jahrhunderts berichtet von dem ununterbrochenen Kampf, den das Deutsche in unserem Lande führen mußte zur Eroberung des Platzes, der ihm an erster Stelle in der Geistesbildung unseres deutschsprachigen Stammes gebührt hätte.

Der Sieg in diesem friedlichen Kampfe blieb der deutschen Sprache versagt.

Den Schaden davon hat besonders unser ländliches und werktätiges Volk als der uner schöpflische Mutterboden unserer geistigen und seelischen Erneuerung, das zudem auch in entscheidender Stunde die Gewähr der ihm allein vertrauten Sprache mit lauten Wünschen ungeduldig gefordert hat.

Die vielen Klagen im eigenen Hause über das kritischnüchterne Gehaben des praktisch eingestellten Luxemburgers, der manchmal hämische Hinweis auf unsere Armut an schöpferischen Persönlichkeiten: diese und andere unerfreulichen Äußerungen finden vielleicht ihre Hauptveranlassung in der Tatsache, daß es unter

dem Zwang einer vielhundertjährigen Fremdherrschaft unserem deutschsprachigen Volke niemals gegönnt gewesen, an der Hand der einzigen ihm von klein auf vertrauten Sprache an die Quellen der Bildung herangeleitet und zur künstlerisch-wissenschaftlichen Freiheit emporgeführt zu werden. Durch das Verhängnis der sprachlich-geistigen Halbheit, zu der er verdammt bleibt, wurde und wird der begabte und gesunde Luxemburger Stamm um die feinsten Blüten seiner Kräfte betrogen.

Weitere Zeugnisse zur Entwicklung des deutschen Gedankens in Luxemburg:

Bei Deutschland suchten Regierung, Klerus und das ordnungsliebende Volk einen Halt in dem politischen Gewühl und eine Stütze gegen die aus dem Westen immer wieder ermutigten aufwieglerischen und annexionistischen Mächenschaften zugunsten Belgiens. Die Beunruhigung deretwegen war so stark, daß am 3. April 1848 auf dem Regierungsgebäude neben der luxemburgischen Fahne auch das schwarzrotgoldene Bundesbanner gehißt und in einer Mitteilung an das Volk durch das „Memorial“ erklärt wurde: „Die Regierung hat soeben an der Seite der Nationalfarben die Fahne des deutschen Bundes aufgestellt. Diese Fahne ist der Schirm für alle deutsche Nationalitäten. Sie ist das Symbol der Freiheiten und der föderativen Wiedergeburt Deutschlands. Diese Fahne ist eine Protestation gegen jeden Versuch, die Anarchie oder eine fremde Herrschaft hier zu begründen. Die innige Vereinigung mit Deutschland ist unser Recht, unsere Pflicht, unser Heil.“

### Die Wahl.

BCU Cluj / Central University Library Cluj  
Im Mai 1848.

Luxemburg hat selbst entschieden  
Durch des Volkes freien Rat:  
Luxemburg gesellt im Frieden  
Sich zum deutschen Riesenstaat.  
Wo ein Kern von deutschen Söhnen  
Frei der Länder Wohl versicht,  
Soll auch unsre Stimm' ertönen,  
Luxemburger, säumet nicht!

Hoch nun flattert, deutsche Fahnen,  
Auf dem alten Felsenschloß,  
Wo von tapfern deutschen Ahnen  
Auch der Luxemburger sproß!  
Führt uns in die Heimat wieder,  
Hoch erschall' ein deutsches Wort:  
Deutscher Sinn, gerade und bieder,  
Lebt in unsern Herzen fort.

Nur als Brüder, nicht als Knechte,  
Treten wir zum großen Kreis;  
Unsre Freiheit, unsre Rechte  
Opfern wir um keinen Preis.  
Deutschland läßt uns Freiheit hoffen,  
Freiheit, wie es selbst begehrt,  
Jedem seiner Kinder offen  
Steht ein Platz am Vaterherd.

Oft in fremde Fesseln schmieget  
Kriege wohl das kleine Land,  
Zu dem Sieger, vom Bestegten,  
Mußten wir, von Hand zu Hand,  
Doch du bleibst auf deinen Namen  
Stolz, du Land, das uns erzeugt,  
Und von Allen, die da kamen,  
Hat dich keiner noch gebeugt.

Wählen wir aus unsrer Mitte  
Männer, die das Volk verstehen!  
Männer, die mit festem Schritte  
Nach dem Wohl des Landes gehn;  
Deren Wort in fremden Sälen,  
Wie im eignen, mutig klingt,  
Und in deutscher Brüder Seelen  
Deutsch und frei und kräftig bringt;

Daß uns Lieb' und Achtung werden,  
Wie's bei Brüdern üblich ist,  
Und ein freier Platz auf Erden,  
Wie wir ihn so lang vermißt;  
Daß vom deutschen Vaterlande,  
So wir selbst uns auswählt,  
Wir dem großen Brüderbände  
Gerne werden beigezählt.

Dann wird uns, nach langem Ringen,  
Eine Heimat offen stehn,  
Unser Werk und Leben bringen  
Fremden wir nicht mehr als Lehn.  
Nimmer darf bei uns verweilen  
Wer uns hielt' als Eigentum,  
Und mit allen Deutschen teilen  
Stärke wir und Glück und Ruhm.

Unter deutschem Banner schwören  
Treu' wir unserm Landesherren!  
Auch als freies Volk gehören  
Ihm die Luxemburger gern;  
Denn auf Lieb' und Freiheit gründet  
Sich des edeln Wilhelm's Thron,  
Und mit Deutschland neu verbündet  
Strahlet doppelt beider Kron'.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

## Rundschau

### Edmund Steinacker gestorben

Der schon im 90. Lebensjahre stehende und dennoch bis zu seinem Tode sehr rüstige, langjährige und verdiente Kämpfer für das Deutschtum, Edmund Steinacker, ist am 19. März in Klosterneuburg gestorben. Er lebte dort in den letzten Jahren als pensionierter Sekretär der Budapester Handelskammer. An seiner Bahre trauern außer weiten Kreisen des ungarländischen Deutschtums und der deutschen Schutzbewegung vor allem seine Frau Auguste und seine beiden Söhne, Dr. Roland Steinacker, Universitätsprofessor in Innsbruck und Dr. Harold Steinacker, Universitätsprofessor in Preßburg. Die sterblichen Reste des Toten wurden am Samstag, den 23. März um  $\frac{3}{4}$  3 Uhr nachmittags im Wiener Städtischen Krematorium am Zentralfriedhof eingeäschert.

Edmund Steinacker ist am 23. August 1839 in Debreczin als Sohn des Schuldirektors Gustav Steinacker geboren und entstammt einem in Quedlinburg und Magdeburg anfässigen Ratsgeschlecht. Seine Großmutter war hugenottischer Abkunft. Zu seinen Verwandten zählen u. a. der ehemalige Präsident des Braunschweiger Landtages, Karl Steinacker, Appellationsgerichtsrat und Universitäts-

professor Wolf Ferdinand Steinacker, der Leipziger Verlagsbuchhändler Ferdinand Steinacker usw.

Edmund Steinacker besuchte die Elementarschule in Triest, das Lyzeum in Ödenburg, das Gymnasium in Weimar (1855/56 wohnte er in Goethes Gartenhaus zu Weimar) und die polytechnische Schule in Stuttgart. Nebenbei trieb er Musikstudien, nahm am Unterricht der Schüler von Franz Liszt teil und vollendete seine musikalische Ausbildung auf dem Stuttgarter Konservatorium.

Als Sekretär der Budapester Handels- und Gewerbekammer arbeitete er eifrig am ungarischen Gewerbegesetz mit, verfaßte einen industriestatistischen Bericht über den Bezirk der Budapester Handelskammer und organisierte die Beteiligung Ungarns an der Londoner Ausstellung 1871, desgleichen an der Wiener Weltausstellung vom Jahre 1873. Er nahm ferner an dem statistischen Kongreß in St. Petersburg und Wien teil und rief die ungarischen Gewerbetage ins Leben. In den Jahren 1871–78 und 1881–88 war er ungarischer Reichstagsabgeordneter. Er setzte sich insbesondere für nationale Gleichberechtigung ein und ward zum Organisator der Ungarländisch-deutschen Volkspartei.

Mit Edmund Steinacker ist der erste Führer des gesamten Deutschtums aus dem Vorkriegsungarn geschieden. Wenn das Deutschtum in den deutschen Gebieten des früheren Ungarn heute überall aus einem langen Schlafe erwacht und volksbewußt in die Schranken tritt, so ist es nicht zuletzt das Verdienst Edmund Steinackers und seiner furchtlosen Führung. Schwere Kämpfe hat der Verstorbene auszutragen gehabt, weniger gegen Magyaren als gegen magyarischen Chauvinismus, der seinerzeit in Blüte stand. Doch sein wackerer Sinn ließ sich nicht einschüchtern, auch dann nicht, als sich die kleine Schar seiner Anhänger immer mehr lichtete, als man seine Anhänger infolge des Terrors nur mehr an den Fingern abzählen konnte.

Doch Steinacker war nie der Landesverräter an Ungarn, als den ihn seine chauvinistischen Gegner so gerne hinstellen wollten. Im Gegenteil, als Hunderttausende von deutschen Volksgenossen nach dem Zusammenbruch von Ungarn abgetrennt wurden, war er sehr unglücklich. Sein Lebensstraum, den er schon als ungarischer Reichstagsabgeordneter verfochten hatte, daß die zwei Millionen Deutschen des Vorkriegsungarn zu dem selben Einfluß und Ansehen und zu denselben Rechten gelangen müssen, den die Siebenbürger Sachsen unter Ungarn hatten, betrachtete er damals als aussichtsloser denn je.

Steinacker kämpfte weiter. Und trotz seiner 80 Jahre erweiterte er noch sein Tätigkeitsfeld. Er erstreckte dieses nicht nur auf die Nachfolgestaaten Rumänien und Südslawien, sondern er stellte sich wieder in die erste Reihe der Kämpfer für die gesamten deutschen Minoritäten Europas. In Anerkennung dieser seiner Tätigkeit wurde er noch vor zwei Jahren von der Hauptleitung des Vereines für das Deutschtum im Auslande ausgezeichnet. Gleichzeitig wurde er zum Ehrensenator der Technischen Hochschule in Stuttgart, an der er selbst vor 140 Semestern studiert hatte, ernannt.



## Das Deutsche Ausland-Institut und seine Danzig-Ausstellung

Am 21. März 1929 wurde die Danzig-Ausstellung eröffnet. Das Deutsche Ausland-Institut sandte diese dritte Sonderausstellung auf die Wanderung durch Deutschland. Es will nicht nur in seinem Haus des Deutschtums die Materialien zur Kunde des Auslandsdeutschtums aus alter und neuer Zeit sammeln und sie zur wissenschaftlichen Forschung und praktischen Auskunftsverwertung bereitstellen, es will nicht nur hier ein Museum des Auslandsdeutschtums aufbauen, das geeignet ist, durch die Anschauung die Aufklärungsarbeit in Wort und Schrift zu ergänzen, es will auch allenthalben im Reich dieser anschaulichen Aufklärung über das Auslandsdeutschtum dienen. Die erste Wanderausstellung „Kurland“ und die zweite Wanderausstellung „Auswanderung“ hatten schöne Erfolge, obgleich die eine mit dem Kriegsende, die andere mit der Inflation in schwere Bedrängnis zu geraten drohte. Möge es der dritten Wanderausstellung „Danzig“ beschieden sein, bessere Zeiten in unserem Vaterlande zu erleben. Möge sie aufklärend und aufrüttelnd wirken, um im deutschen Volke das Bewußtsein nicht erlöschen zu lassen, daß diese freie Stadt Danzig eine deutsche Stadt gewesen ist und, so Gott will, sein wird in alle Zukunft.

Die Wanderausstellung „Danzig“ des Deutschen Ausland-Instituts, Stuttgart, hat den Zweck, das deutsche Danzig den Herzen der Deutschen näher zu bringen, Antwort zu geben auf die Frage, welche Bedeutung die Freie Stadt Danzig für das deutsche Volkstum, für die große deutsche Kulturgemeinschaft hat. Es ist dies eine Gegenwartsfrage des gesamten Deutschtums, die als solche überparteilich und überkonfessionell betrachtet werden muß, die eine eingehende Kenntnis der gesamten Volksgemeinschaft verlangt. Hierzu soll in wirksamer, greifbarer Weise diese Ausstellung dienen, sie zeigt das alte Danzig aus großer Zeit und seine engen Beziehungen zum Deutschen Ritterorden und zur Hanse, sie zeigt aber auch die Gegenwart mit ihren vielen brennenden Problemen, die Danzig so oft in den Mittelpunkt osteuropäischer Politik gestellt haben, und sie zeigt schließlich, aus Vergangenheit und Gegenwart heraus entwickelt, den Zukunftswillen der Bevölkerung des Freistaats. Und dieser Zukunftswille läßt sich auf die einfache und nicht mißverständliche Formel bringen:

„Wir wollen deutsch bleiben, wie unsere Väter waren.“

Wir fühlen uns schicksalsverbunden mit dem deutschen Volke und kennen die ungeheure Verantwortung, die auf uns lastet. Diese Verantwortung zu tragen, wird den Danzigern leichter, wenn sie wissen, daß das ganze deutsche Volk hinter ihnen steht. (Dr. Heinrich Sahm, Präsident des Senats der Freien Stadt Danzig.)

## Vom Deutschtum in Bulgarien

Etwas sehr nebenher wird im allgemeinen das Deutschtum in Bulgarien behandelt. Auch literarisch. Wer gerade einmal eine Reise tut und sich daß verwundert, da unten in jenem sehr südöstlichen Zipfel des Balkans plötzlich schwäbische Laute zu hören, der ergreift flugs die Feder, um sich diese seine Verwunderung vom Halse zu schreiben. An eine irgendwie planmäßige Untersuchung des Deutschtums bei unseren Verbündeten im Weltkrieg hat sich bis jetzt noch niemand herangewagt.

Solches will auch nicht der Sinn dieser Zeilen sein. Sie wollen nur wieder einmal auf den Gegenstand selbst hinweisen.

Bereits über die Anzahl der in Bulgarien wohnenden Deutschen gehen die Meinungen auch bei den zünftigen Statistkern erheblich auseinander. Man braucht nur die Seite zwanzig von Winklers vortrefflichem „Statistischem Handbuch für das gesamte Deutschtum“ aufzuschlagen, um zu erfahren, daß die Deutschtumsziffern zwischen 5000 und 1000 schwanken, und in der soeben herausgekommenen fünften Auflage des „Politischen Almanachs“, jetzt genannt: „Handbuch des öffentlichen Lebens“, wird die „amtliche“ Zahl mit 2455 genannt.

Im allgemeinen spricht man, wenn man des Deutschtums in Bulgarien denkt, nur von den beiden Schwabensiedlungen Brdarški-Geran und Endsche. In beiden Schwabendörfern dürfte das deutsche Element die Seelenzahl 700 kaum wesentlich übersteigen. Die Schwaben in Brdarški-Geran wanderten 1893 und in den folgenden Jahren aus dem ungarischen Banat dieser Zeit ein, im ganzen etwa 100 Familien, von denen 70 am Platze blieben, während die übrigen wieder auswanderten, weil sie der Verhältnisse nicht Herr wurden und es zu keiner gesicherten Existenz bringen konnten. Im Gegensatz dazu ist die schwäbische Bevölkerung in Endsche nicht einheitlich. Die 50 deutschen Familien in Endsche stammen aus Bessarabien, der Dobrudscha und dem Banat. Die Wiege ihrer Vorfahren stand im Schwarzwald und in der Rheinpfalz. 17 Familien aus der Dobrudscha kamen 1896 als erste in die Gegend um Endsche, und nachdem sie zunächst als Landarbeiter tätig gewesen waren, kauften sie schließlich die Ländereien, die sie vordem als Arbeiter bestellt hatten. Das war der Anfang der deutschen Siedlung in Endsche. Weitere deutsche Familien aus Bessarabien und Ungarn kamen hinzu. Durch rastlose Arbeit brachten sie es bald zu einer gesicherten bäuerlichen Existenz, sie konnten sogar ihre Höfe noch vergrößern. Großbauern freilich, wie etwa im Banat, findet man unter den Schwaben in Bulgarien nicht. Die Höfe der Schwaben heben sich durch ihr schmales und sauberes Aussehen von denen der Türken und Tataren vorteilhaft ab, ihr Viehstand ist durchwegs gut, aber eine intensive Wirtschaftsmethode hat sich bei ihnen nicht eingebürgert, sie leben sozusagen von der Hand in den Mund. In Brdarški-Geran haben die deutschen Bauern im allgemeinen größeren Grundbesitz als in Endsche, und ihre Wirtschaften sind vom Landwirtschaftsministerium in Sofia zu Musterwirtschaften

erklärt worden. Einen Hof über 70 ha Größe findet man aber auch bei ihnen nicht.

Ein deutscher Kindergarten in Brdaršky-Geran sorgt dafür, daß die Kinder der deutschen Muttersprache nicht verlustig gehen. Der Gottesdienst wird deutsch und bulgarisch gehalten, und die Kolonie ist dabei, sich ein eigenes, bescheidenes, deutsches Gemeinde- und Versammlungshaus zu gründen.

Außer diesen beiden deutschen Siedlungen Bulgariens, die immerhin als geschlossen betrachtet werden können, sitzt aber ein in der Zahl viel stärkeres Deutschtum verstreut im Lande. Und dieses rein zahlenmäßig zu erfassen, und, sofern es nicht mit den größeren Städten verknüpft erscheint, auf dieses einzuwirken, das sind Aufgaben, die noch der Lösung harren.

## Die niederländische Presse über die Siebenbürger Sachsen

„De Nederlander, Dagblad tot Verbreiding van de Christelij-historische beginselen“, Haag, bringt in Nr. 10841 des laufenden Jahrgangs einen Artikel „De Zevenburgsche Saksers“, in dem zunächst der Forschungen des Debresziner Universitätsprofessors Dr. Richard Huß gedacht und dann nach einem Überblick, der die geschichtliche Entwicklung der Dinge ins Licht stellt, auf den Grundcharakter der Sachsen eingegangen wird. Es wird dargetan, mit wieviel Mühen und Opfern es den Sachsen gelungen ist, durch acht Jahrhunderte ihr Deutschtum sich zu bewahren, mitten im fremdsprachlichen Gebiet, und auch im übrigen werden warme Worte für das Festhalten an der alten (deutschen) Art gefunden, das dem Siebenbürger bereits eine solche Selbstverständlichkeit geworden ist, daß er es kaum noch als eine Besonderheit empfindet. In jedem Falle aber ist es interessant, zu sehen, wie die Stammesverwandten über ihre südöstlichen Brüder urteilen.

## Samuel Schumacher †

Der gewesene Abgeordnete der deutschen Partei im Belgrader Parlament, Senior i. R. Samuel Schumacher, evangelischer Pfarrer in Petrovopolje, Bosnien, ist am 19. März in Sarajewo in seinem 49. Lebensjahre an einem Herzschlag plötzlich gestorben.

Senior Samuel Schumacher wurde am 28. September 1880 in Neupazua geboren, wo sein Vater als Mühlenbesitzer eine hochgeachtete Stellung einnahm. Seine Mittelschulstudien absolvierte er in Semlin und Essek, worauf er sich zunächst dem Lehrerberuf zuwandte. Als Lehrer war er zuerst von 1900 bis 1906 in Beschka tätig, wo er auch seine Frau Christine, geb. Busch, kennenlernte und ehelichte. Im Jahre 1906 kam er als Lehrer an die evangelische Bürgerschule in Ugram, an der er bis 1917 erspriesslich wirkte. Gleichzeitig leitete er in Ugram ein deutsches Schülerheim für Mittelschüler, in dem er zahlreiche deutsche Jüng-



linge aus Syrmien und Slawonien zur Liebe zu ihrem angestammten Volke und zur Muttersprache heranzog. Im Jahre 1917 kam er dann an die Bürgerschule in Peterwardein, wo er ein Jahr lang verblieb. Während seiner Lehrtätigkeit reifte in ihm immer mehr der Wunsch heran, sich dem Seelsorgerberuf zu widmen. An der Universität in Marburg an der Lahn und in Ugram studierte er die Theologie und erwarb sich die Befähigung zum evangelischen Seelsorger. Im Jahre 1919 wurde er zum Pfarrverweser nach Semlin berufen, wo er, später zum Pfarrer gewählt, bis 1925 tätig war. Seine dortige Tätigkeit ist besonders dadurch gekennzeichnet, daß er den Baugrund für die evangelische Kirche sicherte. Im Jahre 1922 zum Senior des kroatisch-slawonischen Seniorates gewählt, leitete er das Seniorat bis zum Jahre 1925, in welchem Jahre er in den Ruhestand trat, um sich in seiner Heimatgemeinde Neupazua der religiös-karitativen Arbeit zu widmen. Segensreich war sein Wirken insbesondere auf dem Gebiet der religiösen Jugendbewegung. Er war Obmann des evangelischen Jugendvereins für entschiedenes Christentum und Mitbegründer des evangelischen Waisenhauses „Siloah“ in Neupazua. Hervorragenden Anteil nahm er in der Arbeit des Weltbundes für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen, dessen Landessekretär er war. Außerdem war er auch Ausschußmitglied der südslawischen Völkerbundliga. Er war auch Mitbegründer der deutschen Druckerei- und Verlags-Aktiengesellschaft in Neusatz und erster Schriftleiter des ersten evangelischen Kirchenblattes in Südslawien, des „Morgenstern“ in Ugram.

Der Verblichene schloß sich gleich nach dem Umsturz der neuerwachten deutschen Bewegung an, in der er eine hervorragende Rolle spielte. Im Jahre 1923 kam er als Abgeordneter des Bezirkes Kula in die Nationalversammlung, dessen Vertreter er während dreier Wahlen bis zur Auflösung des Parlamentes im Jänner l. J. ununterbrochen zur allgemeinen Zufriedenheit seiner Wähler blieb. Im Dezember 1928 wurde er zum Pfarrer der deutschen Gemeinde Petrovopolje in Bosnien berufen, welche Stelle er bis zu seinem zu früh eingetretenen Tode innehatte. Der Verblichene läßt neben seiner tiefbetrübten Witwe fünf unversorgte Kinder zurück.

Der Beisetzung des Verbliehenen wohnten zahlreiche Trauergäste aus vielen deutschen Siedlungen bei. Am Grabe seines verewigten Abgeordnetenkollegen hielt der frühere Obmann des deutschen Parlamentsklubs, Dr. Stephan Kraft, eine Trauerrede.

## Ein neues deutsches Kulturinstitut für Ausländer

Seit längerer Zeit schwebte das Projekt, an einer historischen Stätte in Deutschland Sommerkurse für ausländische Musikstudierende zu veranstalten. Dieser Plan geht nunmehr seiner Verwirklichung in Gestalt des „Deutschen Musikinstituts für Ausländer im Schloß Charlottenburg“ entgegen.

Das Ehrenkuratorium des „Deutschen Musikinstituts für Ausländer im Schloß Charlottenburg“ setzt sich zusammen aus dem Preussischen Minister für

Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Professor Dr. Becker, dem Berliner Oberbürgermeister Böß, dem Charlottenburger Bürgermeister Augustin, dem bekannten Forscher Professor Albert Einstein, den Komponisten Richard Strauß und Pfizner, dem Direktor der Staatlichen Musikhochschule, Professor Franz Schrecker, dem stellvertretenden Direktor der staatlichen Musikhochschule, Professor Schünemann, dem Präsidenten der Preussischen Akademie der Künste, Professor Max Liebermann, dem Dirigenten Generalmusikdirektor Dr. Karl Muck, dem Generalintendanten der Staatsoper sowie der Städtischen Oper, Sietjen, Gerhart Hauptmann, Professor Max Reinhardt, dem Direktor der staatlichen Akademie für Kirchenmusik, Hans Joachim Moser, den Geigern Kreisler und Professor Flesch, Geheimrat Stimming vom Norddeutschen Lloyd, General Sherrill von der New York University und dem Berliner Rechtsanwalt Dr. Karl Kiesel, von dem eigentlich der Plan ausgegangen ist.

Der Arbeitsausschuß besteht aus: Generalmusikdirektor Furtwängler als Präsidenten, dem Musikreferenten im Preussischen Kultusministerium, Professor Restenberg, dem bereits im Ehrenkuratorium sitzenden Professor Schünemann und Herrn Friedrich Roselius.

Für die verschiedenen Kurse sind gewonnen: Generalmusikdirektor Furtwängler und Professor Schuricht für den Dirigentenkursus, für die Klavierkurse die Herren d'Albert, Gieseking und Edwin Fischer, für Geige Professor Willy Heß und Szjetti.

Vorträge werden halten: Der Musikkritiker des Berliner Tageblattes, Dr. Alfred Einstein, Professor Weiskmann, Musikkritiker der B. Z. am Mittag, der Musikschriftsteller Hugo Leichtentritt, Professor Sachs, Direktor der Instrumentenabteilung der Hochschule für Musik und Professor Johann Wolf, Leiter der Musikabteilung der Preussischen Staatsbibliothek.

Der einzelne Kursus (Dauer etwa 2 einhalb Monate) kostet 400 Dollar, was dem üblichen Preis für den Unterricht bei den ersten Meistern, wie sie für diese Kurse gewonnen worden sind, entspricht. Die Kursusteilnehmer haben außerdem die Vorträge umsonst, ferner sollen für sie zum Besuch von Konzerten, Opern in Berlin und anderen Städten besondere Erleichterungen und Vergünstigungen geschaffen werden. Die Leitung des Musikinstitutes für Ausländer wird auch dafür Sorge tragen, daß die Teilnehmer in Wohnungsfragen usw. beraten werden. Durch Ausflüge soll den Studierenden Gelegenheit gegeben werden, auch das Musikleben der anderen Städte Deutschlands, besonders in kleinen, wie Dessau usw., kennen zu lernen. Daneben sollen sie für die Musikgeschichte wichtige Stätten, z. B. die Thomaskirche in Leipzig, besichtigen.

Von den preussischen Behörden und der Stadt Berlin wird gleichzeitig mit diesen Kursen eine künstlerische Sommersaison ins Leben gerufen werden, so daß den Kursusteilnehmern neben ihrem Unterricht eine Fülle von Anregungen zuteil werden wird.

Die Auswahl der Schüler ist bisher so gedacht, daß staatliche Kunstbehörden

oder anerkannte Musikhochschulen bzw. bekannte Lehrer der Musik die Garantie dafür übernehmen, daß die Betreffenden als Schüler einer Meisterklasse wirklich in Betracht kommen. In seinem Prospekt behält sich das Musikinstitut das Recht einer endgültigen Prüfung und gegebenenfalls Zurückweisung von Kandidaten durch die Berliner Lehrer vor.

## Bücherschau

Stephan Ludwig Roth: Gesammelte Schriften und Briefe. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Otto Folberth. 1928. Klingsor Verlag Kronstadt. Für Deutschland: Walter de Gruyter und Co., Berlin-Leipzig. 2. Band: Die Heimkehr. Das Jahr 1820. Mit zwei Bildbeilagen. Druck von L. Laupp jun. in Tübingen. 8°. 335 S.

Der zweite Band führt die Veröffentlichung des Nachlasses genau dort weiter, wo der erste damit aussetzte. Ihre Trennung in „Wanderschaft“ und „Heimkehr“ machte überhaupt nur die Stoffmenge notwendig. Innerlich gehören diese beiden Bände völlig zusammen, da die großen Schweizer Erlebnisse sie verknüpfen. — Das Leben St. L. Roths gleicht einer jener alten, vielbewunderten Steinbrücken, die, zugleich kühn und schwer gemauert, die Kraft zu immer neuen Bogen finden, sie über dunkle, drohende Wasser zu wölben. „Wanderschaft“ und „Heimkehr“, mit ihrem Auf und Ab von Pfeiler zu Pfeiler, bilden darin das erste Glied. Wahrscheinlich ergibt sich aber dessen runde, klare Linie erst aus dem Vergleiche mit den späteren Bänden. Die Art der Veröffentlichung, der Textbehandlung und -zusammenstellung ist die gleiche wie im ersten Band geblieben. Auch darin stimmt dieser mit jenem überein, daß er fast nur unbekanntem Stoff zutage fördert. War es von den größeren Schriften dort hauptsächlich das mit den frischen Farben einer reichen Palette festgehaltene „Gemälde einer Reise . . .“, das dem Leser Bewunderung für den jugendlichen Künstler abnötigte, so wird hier zweifellos der groß angelegte, für Pestalozzi geschriebene „Sprachunterricht“ die Aufmerksamkeit (wenigstens der halbwegs mit dem Gegenstand Vertrauten) auf den jungen Gelehrten ziehen. Obwohl er in Einzelheiten von der modernen Forschung natürlicherweise überholt ist, konnte er hier trotzdem nicht, zur bequemeren Benützung des Laien etwa, zurechtgestutzt werden. Es wäre der Wissenschaft und insbesondere der Pestalozziforschung mit einer solchen Veröffentlichung des Werkes ein schlechter Dienst erwiesen worden. Da sich der Herausgeber aber andererseits auch nicht einbildet, daß auf gelehrtem Gebiet Unkundige sich wirklich eingehend damit beschäftigen werden, glaubte er, von der üblichen Gewohnheit seiner Bearbeitung insoweit abzuweichen zu dürfen, daß die ziemlich umfangreichen lateinischen Zitate der Schrift nicht ins Deutsche übersetzt wurden. Wer daraus einen Wink für sich ableitet, überblättere ruhig die gefährlich aussehenden Kapitel des „Sprachunterrichtes“ — in der Fülle der übrigen neuen Dokumente, vor allem stets der einzigartigen Briefe an die Eltern, wird er sicherlich Dinge genug finden, die in anderer, nicht minder überzeugender Weise von der großen Seele St. L. Roths einen Widerschein an sich tragen. — — — Mit solchen Worten charakterisiert, bescheiden genug, der Herausgeber dieser Rothausgabe, Prof. Dr. Otto Folberth, selbst seine eigene Arbeit. Wir haben ihnen nur wenig hinzuzufügen. Wie kaum wohl ein anderer, ist Folberth, heute an demselben Gymnasium in Mediasch tätig, an dem Roth sein pädagogisches Reformwerk durchsetzen wollte, und das jetzt seinen Namen trägt, dazu berufen, diese Nachlassausgabe des großen Sachsen zu schaffen. Ein unerhörtes Einfühlungsvermögen in die Gedanken-

und Seelenlage Roths kommt hier zur zunftmäßig geschulten, durchaus westeuropäischen wissenschaftlichen Kritik, und so kann ein Ganzes erstehen, das Roths Lebenswerk restlos aufgeschlossen vorlegt, und gleichzeitig Zeugnis davon gibt, bis zu welchen geistigen Höchstleistungen dieses Sachsenvolk befähigt ist. Gleichwohl ist aber auch dieser Band ein „Buch“. Das sei denen gesagt, die es „lesen“ wollen. Denn man kann dieses Buch leien: Wer heute einen wegstarken Führer braucht, der greife zu den beiden bisher erschienenen Bänden der Stephan Ludwig Roth-Ausgabe Folberths. Dort findet er alles, dessen er bedarf.

Erich Maria Remarque: Im Westen nichts Neues. 1929. Im Propyläen-Verlag, Berlin. Copyright 1928 by Ullstein U. G. Berlin. Printed in Germany. Im Ullsteinhaus, Berlin. 288 S. 8°.

Diesem Werk hat Walter von Molo ein Geleitwort auf das Titelblatt geschrieben: „Remarques Buch ist das Denkmal unferes unbekanntes Soldaten. Von allen Toten geschrieben“. Adel verpflichtet. Man wird also vor allem Anfang an das Buch besonders liebevoll betrachten, um so mehr, als der Vorpruch des Verfassers zu denken gibt: „Dieses Buch soll weder eine Anklage noch ein Bekenntnis sein. Es soll nur den Versuch machen, über eine Generation zu berichten, die vom Kriege zerstört wurde — auch wenn sie seinen Granaten entkam“. Und wenn man dann die erste Hälfte gelesen hat, dann sagt man: Gut ab vor diesem Schilderer! Man braucht nicht den Raum der Remarqueschen Darstellung, wie zufällig der Schreiber dieser Zeilen, als Frontsoldat erlebt zu haben, um Achtung vor seinem Buche zu bekommen. Wenn man ihn aber kennt, so gewinnt alles ein unheimliches Leben. Schrecklichstes wird wieder wahr. Und dann kommt die erste Stelle, wo man an des Verfassers Worte erinnert wird: „Dieses Buch soll keine Anklage sein!“ Und man fragt sich, warum hat es Remarque nötig, jetzt dieses Ziel zu geben? Das Wenig des ersten Teiles war mehr. Sollte das Buch um jeden Preis auch ein ganz großer Verlags Erfolg werden? Es wäre es in jedem Falle geworden! — Doch wir wollen hier nicht rechten. Auch in seiner jetzigen Form gehört: „Im Westen nichts Neues“ zu dem Erschütterndsten und Größten, was von einem Weltkriegsteilnehmer über den Kampf der Völker geschrieben wurde. Ihr müßt es lesen.

Reinhold Schairer: Die Studenten im internationalen Kulturleben. Beiträge zur Frage des Studiums in fremdem Lande. (Deutschum und Ausland 11. Heft.) Wichendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster in Westfalen 1927. 8°. 136 S.

Anknüpfend an eigene Erlebnisse, ist der Verfasser bemüht, den maßgebenden Persönlichkeiten und Kreisen Deutschlands die Bedeutung und Wichtigkeit des Gaststudententums — innerhalb und außerhalb Deutschlands — vor Augen zu führen. Auch darüber berichtet das Buch, was in den letzten Jahren an praktischen Maßnahmen auf diesem so wichtigen Gebiete bereits geschehen ist, und macht zugleich Vorschläge, wie das schon Vorhandene seiner Meinung nach noch weiter ausgebaut werden könnte.

Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen. Im Verlag der historischen Gesellschaft für Posen, Posen 1928. 8°. Heft 13, 183 S. und Heft 14, 196 S.

Heft 19 dieser für die Kenntnis des Deutschums in Polen so wertvollen Zeitschrift umfaßt sieben kürzere wissenschaftliche Abhandlungen teils naturwissenschaftlichen, teils geschichtlichen Inhaltes, während Heft 14 eine ausführliche Darstellung der Entwicklung der Posener Landwirtschaft seit 1919 im Rahmen der gesamten Staatswirtschaft bringt. Außerdem enthalten beide Hefte noch eine ganze Fülle von Besprechungen meist polnischer wissenschaftlicher Literatur, deren Bekanntmachung uns im Hinblick auf das Deutschum Polens auch sehr verdienstvoll erscheint. Auch diese gegenwärtigen Beiträge schließen sich würdig an die bisherigen Veröffentlichungen dieser Zeitschrift an.

Dr. Friedrich Lang: M. Eminescu als Dichter und Denker. Minerva literarische Kunstanstalt A.-G., Cluj—Klausenburg 1928. 8°. 183 S.

Das vorliegende Buch verfolgt den Zweck, das deutsche Publikum mit dem Dichten und Denken des großen rumänischen Dichters M. Eminescu näher bekannt zu machen, und zwar will der Verfasser darin eine „Einleitung zum Verständnis der Eminescu'schen Weltanschauung“ geben, wobei er offenbar in erster Reihe nicht an wissenschaftliche Kreise, sondern an das breitere deutsche Lesepublikum denkt. Schade, daß die Arbeit gerade bei dieser Absicht in einem so wenig guten Deutsch geschrieben ist.

Dr. Karl Kurt Klein: Rumänisch-deutsche Literaturbeziehungen. Zwei Studien aus dem Aufgaben- und Arbeitskreis der Deutschforschung an den rumänischen Universitäten. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1929 8°. 150 S.

Das Buch enthält zwei überaus wertvolle Studien des bekannten heimischen Literaturhistorikers an der Universität Jassy. Die erste Arbeit („Alte und neue Arbeitsziele der germanistischen Studien an den rumänischen Universitäten“, S. 3—27) zeigt, welche zahlreichen und wichtige Sonderaufgaben sich für den wissenschaftlichen Germanisten in Rumänien ergeben und gibt zugleich dankenswerte Fingerzeige zu deren schärferen Erfassung und auch Lösung. Die zweite Studie („Rumänische Beziehungen in der deutschen Literatur Siebenbürgens bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts“, S. 31—143) ergänzt die bisherigen Arbeiten des Verfassers über die siebenbürgisch-deutsche Literatur- und Geistesgeschichte insofern, als sie die einschlägige Materie hier nun einmal unter diesem ganz speziellen Gesichtspunkt der gegenseitigen Beziehungen zum Rumänentum untersucht und sichtet. — Beide Arbeiten sind für jedermann, der sich künftig mit rumänischer Germanistik wissenschaftlich beschäftigt oder beschäftigen will, geradezu unentbehrliche Hilfsmittel und gerade die sonst allerdings vielfach „mißliebigen Fußnoten“ möchte Referent hier unter gar keinen Umständen missen.

Nöszner Gabe 1928. Eine Festschrift anlässlich der 66. Hauptversammlung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Herausgegeben von der evangelischen Kirchengemeinde A. B. in Bistriß. Verlag der ev. Kirchengemeinde. Buchdruckerei G. Zifeli, Bistriß 1928. 91 + 56 Seiten. 8°.

Vorliegende Festschrift enthält eine Reihe recht lesenswerter Abhandlungen aus dem Bereich des Nösznergaues. Zunächst erbringt Albert Berger (Die Hunyadiburg bei Bistriß. S. 3—24) nach Schilderung des Bistrißer Erbgrafentums Johann Hunyadi's zwingende Beweise dafür, daß die alte Hunyadiburg nicht auf dem Burgberg, sondern am oberen Ende der Burggasse, also auf dem Platze der uralten Bistrißer Burg stand. Eine zweite Abhandlung von Fritz Holzträger (Deus bene vertat! Studien zu Stephan Ludwig Roth's Seelenleben. S. 25—64) gewährt einen interessanten Einblick in das Seelenleben des jungen Stephan Ludwig Roth, während Gustav Göfker (Das Bistrißer Gesangbuch aus dem Jahre 1775. S. 65—91) einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der heimischen Gesangbuch-Literatur liefert. Thomas Frühm (Vorarbeiten zu einem nordsiebenbürgischen Krankheitsnamenbuch. 56 S.) schließlich unternimmt einen dankenswerten Streifzug auf das Gebiet der siebenbürg.-sächsischen Volkskunde, der reicher und umfassender ist, als der bescheidene Titel der Arbeit erwarten läßt. — In Summa: Eine würdige Festgabe unserer nordsiebenbürgischen Volksgenossen von nicht nur vorübergehendem Tageswert.

Deutschlands Erneuerung. Monatschrift für das deutsche Volk. J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 4.

Das neue Heft enthält zunächst zwei Aufsätze über die Anschlußfrage. Prof. Dr. Hugelmann tritt zwei gegen den Anschluß gerichteten Argumenten entgegen. Hugelmann



stellt für die letzten Jahre einen bedeutenden Fortschritt der Anschlußbewegung fest, nicht nur beim deutschen und österreichischen Volk, sondern auch im Auslande, wo im steigenden Maße Stimmen laut werden, die den Anschluß zwar nicht als erwünscht, aber für die Dauer doch für unvermeidlich halten. — Dr. Erwin von Skala berichtet über das Fiasko aller Versuche der Entente, Österreich durch Versprechungen wirtschaftlicher und politischer Art von dem Anschlußgedanken abzulenken. — Einen interessanten Beitrag enthält das Heft von Kaiser Wilhelm II. und zwar über das Geschlecht der Nationen. Der Kaiser zeigt an dem Beispiel Deutschland und Frankreichs den Unterschied männlicher und weiblicher Kultur; er spricht über den Aufbau von Gesellschaft und Staat und über das Führerproblem im männlichen und weiblichen Kulturkreis u. a. Major a. D. Regele gibt wie alljährlich einen Überblick über die Entwicklung des Wehrwesens in den verschiedenen Staaten im Jahre 1928. — Das Heft enthält noch eine Reihe weiterer interessanter Aufsätze, auf die näher einzugehen, wir uns wegen Platzmangel versagen müssen.

Der Pressedienst 1929. Handbuch der deutschen und der wichtigsten ausländischen Pressedienste, der amtlichen Pressstellen, der Pressephotographen und Illustrationsbüros. 2. Ausgabe. Preis in Leinen RM. 6.20. Franck'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist für den, der es mit der Presse zu tun hat, ein Nachschlagewerk, das über Korrespondenzbüros und Nachrichtendienste zuverlässig Auskunft gibt. Dadurch wird ein wertvolles Adressenmaterial gewonnen, das im Auffinden der Bezugsquellen von Berichten, Abhandlungen, Novellen und Romanen bei der Arbeit wesentliche Hilfe leistet. Und der Schriftsteller weiß gleich, an welche Stellen er sich wegen der Veröffentlichung seiner Arbeiten wenden kann. — Das in der Franck'schen Verlagshandlung, Stuttgart, unter dem Titel „Der Pressedienst 1929“ erschienene Nachschlagewerk erfüllt alle Anforderungen, die an ein solches Buch gestellt werden können. Es enthält ein ausführliches Verzeichnis der deutschen und wichtigsten ausländischen Presse- und Nachrichtendienste, der amtlichen Pressstellen, der Pressephotographen, der Illustrationsbüros und Romanzentralen. Über jedes Gebiet finden sich genaue Angaben der betreffenden Korrespondenzbüros. So sind — um wahllos einiges herauszugreifen — Korrespondenzbüros nachgewiesen aus dem Gebiete der Politik, Kunst, Volkswirtschaft, Rechtswesen, Gesundheitswesen, Beamtenfragen usw. — Jeder publizistisch Interessierte braucht dieses Werk, also: der Politiker, Industrielle so gut wie Gelehrte, Soziologen, Pädagogen, Behörden. Dieses brauchbare Nachschlagewerk wird als kundiger Helfer solcher Arbeit stets willkommen sein.

Victor Naumann: Dokumente und Argumente. 1928. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin. Druck: Pöschel und Trepte, Leipzig. XII und 498 Seiten. 8°.

Der ehemalige Leiter der politischen Nachrichtenabteilung des Auswärtigen Amtes, der Verfasser der für die neuere deutsche Geschichte so aufschlußreichen „Profile“, gibt in diesem Werke die interne Geschichte des Weltkrieges und gleichzeitig sein politisches Testament. Victor Naumann hat lange genug als Beobachter und als Handelnder am Schachbrett der Politik gegessen. Er kannte die in Frage kommenden diplomatischen Verästelungen und hatte Freunde bei allen Parteien. Als Vertrauensmann des bayerischen Ministerpräsidenten und späteren Reichskanzlers, Graf Hertling, war er ein wichtiger Mittler zwischen den Staatskanzleien von München, Berlin und Wien und arbeitete für einen rechtzeitigen Frieden. Dieses Nachlaßwerk kann man nicht als einen Rechtfertigungsversuch oder als eine Anklageschrift bewerten; es bleibt hier der Politiker Naumann immer Psychologe, der auch politisches Irren stets aus der Seele des Handelnden zu verstehen sucht. Mit einem Worte: er zeigt die Dinge, wie sie waren, und

nicht, wie wir sie wünschen. Deshalb ist sein Buch, das sich in die Abschnitte: „Tragisches Vorspiel“ und sodann in die fünf Bücher 1914 bis 1918 gliedert, für alle am öffentlichen Leben Interessierten eine unverfälschte Quelle der Belehrung.

Dr. Arthur Rosenberg: Die Entstehung der deutschen Republik 1871—1918. 1928. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin. Druck: Böschel und Trepte, Leipzig. 283 Seiten. 8°.

Ohne Parteinahme für Einzelpersonlichkeiten oder Klassen stellt hier Rosenberg, Privatdozent an der Universität Berlin und Referent des Untersuchungsausschusses des Reichstages für die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs, dar, wie die Entstehung der deutschen Republik als der Abschluß einer Entwicklung ihm erscheint, die mit der Gründung des deutschen Kaisertums begann. Es wird versucht, aus dem unübersehbaren Material den Sinn des Geschehens zu gewinnen. Ereignisse, die unsere Generation erlebt hat, werden hier zusammengefaßt und gedeutet. Man kann über manches anders denken. Aber die Art, die Dinge zu sehen, wird schließlich jeden Leser ohne Unterschied der Partei fesseln.

Beihfte der Zeitschrift: „Die evangelische Diaspora“ Nr. 16 und 17:

R. Ballerstedt: Die evangelisch-lutherische Kirche in Litauen im Kampfe um ihre Freiheit. Mit einem Vorwort von D. Adolf Weismann, D. D., ord. Professor an der Universität Berlin. Leipzig 1928. Verlag des Zentralvorstandes des Evangelischen Vereines der Gustav-Adolf-Stiftung. 65 Seiten.

Lic. theol. Dr. phil. Carl Schneider: Bei den deutschen Lutheranern in Australien. Mit einem Vorwort von D. Dr. Franz Rendtorff, ord. Professor der Theologie an der Universität Leipzig. Leipzig 1929. Verlag des Zentralvorstandes des Evangelischen Vereines der Gustav-Adolf-Stiftung. 63 Seiten.

Beide Bändchen, allein schon durch die Beigabe der Vorworte des Interesses der Auslandsdeutschtumsforschung sicher, bringen wiederum, wie schon die vorhergehenden, an der Hand von statistischem und gutem Bildmaterial vielerlei Brauchbares zu den einzelnen Fragen bei und erfüllen dabei ihre Absicht, hineinzuleuchten auch in Interessensphären, die teilweise vom Alltag der Berichterstattung recht sehr beträchtlich abseits liegen, in einem wirklich sehr erfreulichen Sinne.

Jahrbuch für auswärtige Politik, internationale Wirtschaft und Kultur, Weltverkehr und Völkerrecht. Herausgeber: Legationsrat H. Frhr. von Richtigshofen. I. Jahrgang 1929. Brücknerverlag, Berlin W. 35. Druck von Klinkhardt in Leipzig. XII und 502 Seiten. 8°.

Der deutsche Reichsaußenminister Dr. Stresemann schrieb dem Buche ein Geleitwort, das die Aufgaben und Ziele des Jahrbuches klar und eindringlich darstellt. „Das Verständnis für die deutsche auswärtige Politik zu fördern, das ist die Aufgabe. . . Da aber die Außenpolitik eines einzelnen Landes nur dann ganz zu verstehen ist, wenn man ihre enge Verflechtung mit der Politik aller anderen Völker betrachtet, bringt das Jahrbuch auch einen wertvollen Überblick über die wichtigsten außenpolitischen Ereignisse bei den anderen Nationen.“ Dies geschieht auf einundfünfzig Seiten durch den Herausgeber in seinem Bericht: „Die Weltpolitik des Jahres 1928“, wobei allerdings nur die Grundprobleme angeschnitten werden können und, für den Zweck einer raschen Orientierungsnotwendigkeit nicht leicht auffindbar und oft an mehreren Stellen verstreut, so wie es diese Form der Darstellung bedingt, über die Mehrzahl der Weltstaatsgebilde sich Nachrichten finden. Gewinnen würde demnach das Ganze sichtlich, wenn das umfassende Material der verschiedensten Gebiete durch einen Index

rasch zusammenbringbar gestaltet würde. Zu begrüßen ist der dem Jahrbuche beigegebene „Personal-statistische Anhang.“ Denn da das Jahrbuch nach seinem eigenen Wunsche auch den Zweck verfolgt, dem deutschen Wirtschaftler und Kaufmann in der Heimat wie im Auslande Hilfen zu geben, und zwar in all den Fällen, in denen es angebracht ist, sich der Unterstützung der zuständigen Behörden des Deutschen Reiches oder anderer Länder zu bedienen, haben hier die Personalien des gesamten auswärtigen Dienstes der Welt Aufnahme gefunden. Kein äußerlich macht das Buch, das gut ausgestattet und auf leichtem Papier gedruckt ist, ebenso den besten Eindruck.

Deutsches Genossenschaftswesen in Rumänien von Dr. Günter Wehenkel. I. Band der neuen „Wirtschaftswissenschaftlichen Reihe“ der Schriften des Deutschen Ausland-Instituts. Ausland und Heimat Verlags-A.-G. Stuttgart, Haus des Deutschtums, Charlottenplatz 1, 122 Seiten, 2 Bilder. Preis geb. RM. 4.20, geh. RM. 3.50.

Das Deutsche Ausland-Institut in Stuttgart hat seinen Schriftenreihen eine neue Wirtschaftswissenschaftliche Reihe beigelegt, die im Auftrage des Wissenschaftlichen Beirats von Prof. Dr. Carl Johannes Fuchs-Lüdingen und Geh. Leg.-Rat Prof. Dr. Kurt Wiedenfeld-Leipzig herausgegeben wird. Die Reihe ist soeben mit ihrem ersten Band, der Arbeit „Deutsches Genossenschaftswesen in Rumänien“ von Dr. Günter Wehenkel, eröffnet worden. (Ausland und Heimat Verlags-A.-G. Stuttgart, Haus des Deutschtums.) Diese Arbeit beruht auf den Ergebnissen einer Studienreise durch die deutschen Siedlungsgebiete Rumäniens und paßt das auslanddeutsche Wirtschaftsleben an der für das überwiegend bäuerliche Minderheitendeutschum Osteuropas typischsten und wichtigsten Wirtschaftsform an: dem Genossenschaftswesen. Der Verfasser behandelt in vier Hauptteilen die deutschen Genossenschaften in Siebenbürgen, in der Bukowina, im Banat und in Bessarabien.

In Siebenbürgen ist ein volksbewußtes Genossenschaftswesen auf der Grundlage uralter Gesinnungstradition des Sachsentums erwachsen, das auch von anderen Nationen bewundert wurde und zum Vorbild genommen ist. Die sächsischen Raiffeisenkassen haben das gesamte bäuerliche Leben in ihren Bereich gezogen und den größten Teil des sächsischen Volkes erfaßt. Der zweite Teil über die deutschen Genossenschaften in der Bukowina bringt einen bisher noch kaum versuchten statistischen Vergleich der wirtschaftlichen Leistungen der verschiedenen Volksgruppen am Beispiel ihrer Genossenschaften. Die Stellung der deutschen Kolonisten als Vorbild und Lehrmeister der anderen Nationen wird mit eindringlicher Deutlichkeit dargelegt. Es werden aber auch die Schwächen einer kritischen Würdigung unterzogen und dem Deutschtum ein nicht immer erfreuliches Spiegelbild vorgehalten. Das gilt besonders auch für das Banat und Bessarabien, wo die genossenschaftliche Organisation des Deutschtums hinter der politischen bzw. kulturellen zurückgeblieben ist. Interessant, welche Parallelen zwischen dem Verständnis für die Notwendigkeit genossenschaftlichen Zusammenschlusses und der allgemeinen Ausbildung eines nationalen Selbstbewußtseins hier bestehen. Es zeigt sich, daß meist dort, wo tüchtige deutsche Genossenschaften bestehen, auch das nationale Eigenleben der deutschen Bauern rege ist. Die großen Unterschiede, die zwischen den Leistungen und der wirtschaftlichen Kraft der einzelnen deutschen Siedlungsgruppen in Rumänien bestehen und sich aufs deutlichste auch im Leben der Genossenschaften zeigen, weisen auf die Notwendigkeit künftigen Zusammenarbeitens von Volksgruppe zu Volksgruppe hin. Aber auch die Möglichkeiten einer Zusammenarbeit zwischen reichsdeutscher Exportindustrie und auslanddeutschen Genossenschaften, den „Schlüsseln zur auslanddeutschen Bauernwirtschaft“, verdienen Beachtung. — In einem Schlußkapitel wird das Verhältnis Deutschlands zu Rumänien behandelt und hervorgehoben, daß wesentliche Reibungen zwischen beiden

Staaten nicht bestehen und eine wirtschaftliche Zusammenarbeit durchaus im gegenseitigen Interesse liegt. — Jedem Hauptteil der Arbeit ist ein in die allgemeinen Probleme der betreffenden Deutschumsgruppe einführendes Kapitel vorangestellt, so daß auch dem mit auslanddeutschen Fragen nicht vertrauten Leser ein leichtes Eindringen in den Stoff ermöglicht wird. Eigene Aufnahmen des Verfassers ergänzen den Text.

## Empfehlenswerte Bücher für den Auslanddeutschen

Grundzüge der Deutschkunde. Band I herausgegeben von W. Hoffstaetter und F. Panzer. Geheftet 8 Mk., in Leinen gebunden 10 Mk. Band II herausgegeben von W. Hoffstaetter und F. Schnabel. Geheftet 8 Mk., in Leinen gebunden 10 Mk. Preis bei gemeinsamem Bezug beider Bände: Geheftet 14.40 Mk., gebunden 18 Mk. Leipzig, B. G. Teubner, Berlin.

Nach langjähriger Vorarbeit ist jetzt ein weiterer Band der „Grundzüge“ fertiggestellt. Was die Herausgeber im Vorwort des I. Bandes sagten, gilt natürlich auch als Ziel des II. Teiles: Unter Zurückstellung des Einmaligen und Zufälligen arbeiten die Verfasser heraus, was entwicklungsgeschichtlich für das Wesen deutscher Art bedeutsam geworden ist und was für die Erkenntnis unseres nationalen Lebens von heute und für seine bewußte Gestaltung zu wissen not tut. — Behandelte der I. Band die sprachlichen und künstlerischen Stoffbereiche, so untersucht der II. die historischen Grundlagen des Deutschtums im weitesten Sinne, also die Fragen der Religion, der politischen Entwicklung, der Staatskunde und Rechtsgeschichte, der Landeskunde, der Wirtschaftsgeschichte, der Mythologie und der Volkskunde. Auch in diesem Bande war es den Herausgebern nicht um die Aufstellung phantastischer Konstruktionen zu tun, sondern um wissenschaftliche Begründung. Hier wird der Deutschlehrer nicht mit allgemeinen Redensarten abgespeist, sondern wirklich an die Dinge selbst herangeführt. Es handelt sich also nicht um eine der viel zu vielen Programmschriften sondern um ein wirkliches Handbuch, wie es der heutige Deutschunterricht dringend fordert. — Das Werk vermeidet aber auch andere Gefahren, die jeder deutschkundlichen Darstellung drohen können: Es wendet sich ab von Einseitigkeiten der Beweisführung, die Licht und Schatten dem übergeordneten Prinzip zuliebe verteilen. Die Erkenntnis deutscher Eigenart darf nicht zu einer Verkennung oder Unterschätzung des Nichtdeutschen führen. Die Einzeldarstellung ist daher bestrebt, den Zusammenhang mit der allgemeinen, insbesondere mit der europäischen, Geistesgeschichte zu wahren. Nur so aber ist eine organische Auffassung der Deutschkunde sichergestellt.

Even Hedin auf großer Fahrt. Meine Expedition mit Schweden, Deutschen und Chinesen durch die Wüste Gobi. 1927—28. Mit 110 einfarbigen und bunten Abbildungen und Routenkarte. Geheftet 13 Mk., Ganzleinen 15 Mk. F. U. Brockhaus, Leipzig.

Even Hedin, der Name bedeutet ein Programm — die wissenschaftliche Eroberung der großen Wüstenwelt Innerasiens. Nach der Entdeckung des Transhimalaja, die seinen Namen in der ganzen Welt berühmt machte, hatte Even Hedin nur eine Pause von wenigen Jahren vorgesehen, ehe er wieder hinausziehen wollte; aber der Weltkrieg und die großen politischen Umwälzungen in Asien richteten fast unüberwindliche Hindernisse auf. Doch ein Mann von so eiserner Willenskraft läßt sich nicht

entmutigen; im Gegenteil, dadurch, daß die Vorbereitungszeit sich verlängerte, gewann er Zeit zur Ausarbeitung neuer großer Pläne: so reifte der Entschluß, für diese seine menschlicher Voraussicht nach bedeutendste Reise nach Asien alle Mittel moderner Forschung in den Dienst zu stellen, eine Aufgabe, die die Leistungsfähigkeit eines einzelnen bei weitem überstieg. Er hielt Ausschau nach jüngeren Wissenschaftlern, und im Jahre 1926 begann er dann in Peking die größte Expedition zusammenzustellen, die je nach Innerasien aufgebrochen ist. Erbitterter Widerstand der chinesischen Regierung war zu überwinden, doch zäher Wille, diplomatisches Geschick und die Macht seiner Persönlichkeit trugen auch hier den Sieg davon. Aus Segnern wurden die Chinesen zu Freunden und Förderern des Plans, ja zu Teilnehmern. Noch ist die Expedition mitten in der Arbeit, aber Sven Hedin glaubte dem Drängen seiner vielen Freunde, die Näheres erfahren wollen, nachgeben zu sollen und ließ bereits jetzt das Buch über den ersten großen Abschnitt der Reise erscheinen.

Hans Siegfried Weber: Der Kampf um die Saar. Berlin 1928, Verlag der Deutschen Rundschau. XI und 192 Seiten. 8°.

Die deutsche Außenpolitik der nächsten Zeit wird unter dem Zeichen der Räumungsfrage stehen und, wie die politischen Ereignisse es gegenwärtig bestätigen, dabei gerade die unhaltbare Lage im Saargebiet zum Ausgangspunkt nehmen müssen. Daher wird immer dringlicher eine zusammenfassende sachliche Darstellung der wirtschaftlichen, geopolitischen und kulturellen Probleme des Saarlandes gefordert. Dieser verantwortungsvollen Aufgabe hat sich jetzt Dr. Hans Siegfried Weber unterzogen, der, aus Saarbrücken gebürtig, im Verlaufe jahrelanger wissenschaftlicher und publizistischer Tätigkeit sich als einer der besten Kenner dieser Fragen erwiesen hat. — In seinem Buch „Der Kampf um die Saar“ stellt der Verfasser dem gewaltigen Gebilde „Saargebiet“ den natürlich entwickelten Organismus der Saarlande gegenüber. — Das Buch ist aus zweierlei Gründen von besonderer Bedeutung: erstens als wertvolle Materialsammlung über den ganzen Fragenkomplex, den der Friedensvertrag im Saarland geschaffen hat, und des weiteren — und das sollte dem Buch weiteste Verbreitung in allen Kreisen Deutschlands sichern, — als ein Denkmal für das lebendige völkische Gemeinschaftsgefühl. Aus sich selbst hat sich die Saarbevölkerung in diesem Kampf Schätze erworben, die sie bisher nicht besaß. Daß dieses Neue, Werden, als seelisches Gut erkannt wird und nicht der Erstarrung anheimfalle, sondern fruchtbar weiterwirke, dazu will dieses Buch beitragen.

Wer wagt jetzt noch den Ritt? Herausgegeben von den Kameraden vom „Dritten Reich“. Verlag „Das Dritte Reich“, e. V. Nürnberg 1928. 32 Seiten. 8°.

Auf Wunsch einiger Freunde ist dieses Heftchen zusammengestellt worden. Die Aufsätze sind alle im „Dritten Reich“ erschienen; „Sammlung zum Widerstand“ wurde von der Schriftleitung des „Widerstands“ beigegeben. Das Heft soll künden vom deutschen Soldatentum, dem gegenüber „wir nicht pflichtvergessen werden dürfen, von der neuen Front des neuen Widerstandswillens und von unserem höchsten Ziel, dem freien dritten Reich“.

Das Abrüstungsproblem. Eine Materialsammlung, bearbeitet von Dr. Heinz Olding. Zentralverlag G. m. b. H., Berlin W. 35. 1928. 100 Seiten. 8°.

Das vorliegende Schriftchen unternimmt es, in möglichst knapper Form die bisherige Entwicklung des Problems der Abrüstung darzustellen, und das notwendigste dokumentarische Material beizubringen. Aus praktischen Erwägungen heraus ist wohl die jüngste Vergangenheit breiter behandelt, um die Möglichkeit zu geben, den kommenden Ereignissen folgen und sich kritisch mit ihnen auseinandersetzen zu können. Die Schrift ist gut geeignet, der politischen Tagespraxis wertvolle Hilfen zu geben.

Eduard Dunder: Die Geschichte seines Wirkens. Von Dr. Karl Albrecht Rathenow 1928. Verlag Deutsche Optische Wochenschrift, Rudolf Vorkmann-Weimar. 60 Seiten. 8°.

Anlässlich der fünfzigsten Wiederkehr des Todestages Eduard Dunders geben die Busch-Werke-Rathenow einen Beitrag zur Geschichte ihres Unternehmens heraus; die Pflege der Geschichte dieses die älteste optische Industrie Deutschlands repräsentierenden Hauses, das bis in das 18. Jahrhundert zurückgeht, erscheint, mit Recht, dem Verlage darin begründet, daß „eine ehrenvolle Entwicklung ein Vermächtnis und eine ernste Pflicht für die Zukunft bedeutet“, und so ist der Wert der Schrift erwiesen.

„Luftige Welt“. Wochenschrift für Humor, Kunst, Satire. Hauptschriftleiter Anton Malz. Der Inhalt dieser reich illustrierten Wochenschrift, die seit dem 1. April d. J. an Stelle der im 27. Jahrgang stehenden Neppendorfer Blätter in Hermannstadt erscheint, steht durchaus auf beachtlichem Niveau. Die erste Nummer des Blattes (16 Seiten) enthält außer einer gediegenen Humoreske „Jens Jessels Höllenfahrt“ von Hans Frank einige prächtige Gedichte, reizende Anekdoten und eine Fülle von ausgezeichneten Wizen. — Diese Zeitschrift kostet für ein Vierteljahr bloß 100 Lei (für ein Halbjahr 200 Lei) und ist zu beziehen vom Verlag Josef Botschner, Hermannstadt, Reisporgasse 33.

„Landsgemeinde“ (landständische Vierteljahrsschrift, herausgegeben von der deutschen Bauernschule, Groß-Allersdorf).

Die vier Hauptaufsätze des Winterheftes dieser Zeitschrift bilden eine gedankliche Einheit. Ein kürzerer Beitrag ist der Besprechung der Beziehungen vom Vereinswesen zur Dorfgemeinschaft gewidmet. Vieles, was heute jeder Gemeindevorsteher, Geistliche, Lehrer, Führer landständischer Körperschaften klar erkennt, ist in den lesenswerten, gründlichen Aufsätzen ausgesprochen und in Beziehung gesetzt zu den Fragen der neuen landständischen Bewegung. Aus dem vorliegenden Heft spricht, wie aus den anderen, ein klarer Wirklichkeitsinn, der nicht davor zurückschreckt, mitunter auch ungerne gehörte Dinge zu sagen. Neben einer Auslese erscheint ein eigener Teil „Umschau und Aussprache“. In ihm kommen eine Reihe Bauerleute zu Worte, deren Ausführungen beachtlich sind. Eine reichhaltige Bücher- und Schriftenchau bilden den Abschluß des vorliegenden Heftes. Wir können den Bezug der Zeitschrift die nun ins zweite Jahr ihrer Arbeit eintritt, empfehlen. Für Dorfführer aller Art, auch für solche in der Dorfjugendbewegung, scheint sie uns bahnbrechend zu sein. Der Bezugspreis ist mit 16 Kronen jährlich niedrig gehalten.

Jugenderinnerungen des alten Kaisers, nicht nur wichtig aus historischen Gründen, sondern weil sie das Bild Wilhelms I. um einige neue, liebenswerte Züge bereichern, veröffentlicht Dr. Kurt Jagow im Maiheft von Velhagen & Klasing's Monatsheften. Auch sonst ist das herrlich illustrierte Heft wieder fesselnd mit jedem Blatt, mit jedem Bilde. Professor Dr. Jos. Bopp schildert, unterstützt von farbigen Wiedergaben der Gemälde, das Schaffen des Alpenmalers Hans Beatus Wieland. Mit prächtigen Photographien ist die Plauderei von Willy Norbert: „Helgoländer Maientage“ geschmückt. Viel Freude wird der reizende und kenntnisreiche Aufsatz Hans Hyans über die deutschen Schoßhunde bereiten. Praktischen Wert hat der Beitrag von Dr. D. Lange über „Motten und andere kleine Schädlinge des Menschen.“ Das jeden bewegende Thema „Väter und Söhne“ behandelt von höchstem geschichtlichen Standpunkt aus Professor Dr. Eduard Wechsler in seinem glänzenden Essay „Der Jugendgeist in der Weltgeschichte“, Novellen von Hans Johst, Rotherina Godwin, Oskar Maurias Fontana, der heitere Roman „Das Paradies“ von Viktor von

Rohlenegg, vollendete Wiedergaben moderner Kunstwerke, literarische und Theaterkritik, kunstgewerbliche Umschau — mit diesem allem ist die Mannigfaltigkeit des Heftes wohl angedeutet, doch nicht erschöpft.

Helmuth von Moltke: Die westliche Grenzfrage. Mit einer Einleitung von Ernst Ninkisch. 1929. Widerstands-Verlag, Dresden. Buchausstattung von A. Paul Weber. Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig. 8°. XVI und 59 Seiten.

Im Jahre 1840 wurde Moltke zu seiner Abhandlung „Die westliche Grenzfrage“ angeregt. 1841 erschien sie in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“, die von 1841 bis 1870 im Verlage J. G. Cotta herausgegeben wurde. Die Abhandlung ist eine der bedeutendsten Leistungen unseres deutschen politischen Schrifttums und ihr Wert ist nicht an den Zeitpunkt gebunden, in dem sie erschien. Moltke hat darin die fundamentale Bedeutung der westlichen Grenzfrage für die Gestaltung des deutsch-französischen Machtverhältnisses mit unbestechlicher Schärfe gesehen und wandte sich als Deutscher und Strategie gegen die verhängnisvolle Bereitschaft des deutschen Menschen, sich hinter den Rhein zurückzuziehen. In weitausladender Untersuchung stellt die vorliegende Schrift den unablässigen Drang Frankreichs nach dem Rhein dar. Bis in die Zeit der Gallier geht sie zurück und will das deutsche Volk zu der Einsicht führen, daß es sich hier um Dinge handelt, in deren Verlauf es um Rang und Weltstellung der Völker geht, und die erst in wechselreichen, immer wieder neu aufgenommenen, vielhundertjährigen Auseinandersetzungen klargestellt werden können.

Adam Müller-Guttenbrunn: Der Roman meines Lebens. Aus dem Nachlaß zusammengestellt von seinem Sohn. L. Staackmann Verlag, Leipzig 1927. Mit 16 Abbildungen. Umfang 323 Seiten, broschiert M. 5.—, Leinen M. 7.50.

Daß im Nachlaß Müller-Guttenbrunns vorgefundene, ungemein fesselnde Fragment des Erinnerungsbuches, das der zum Tode erkrankte Dichter seit vielen Jahren plante und nicht vollenden durfte, hat der Herausgeber aus der Fülle des vorliegenden Materials durch Tagebuchnotizen, Briefe, Zeitungsberichte und Dokumente aller Art in höchst geschickter Weise ergänzt und abgerundet, so daß das Buch einen unverfälschten und aufschlußreichen Überblick über das Leben und Wirken des großen Banater Schwabendichters gibt und in der knappen, oftmals erschütternden sachlichen Berichtform das bietet, was der Titel dem Leser verspricht — einen Lebensroman! Hier wurde das Dauernde im Wechsel seines Lebens festgehalten und der Mensch in Adam Müller-Guttenbrunn, unbeeinflusst vom Lärm des Tages, nicht verunstaltet von der Mode des Augenblickes, dargestellt. Nicht oft wird man auf eine Persönlichkeit stoßen, die in gleicher Weise größte Bescheidenheit und Wahrhaftigkeit, unermüdeliches Kampferstum und männliche Tatkraft in sich vereinte. — Der Umwelt und der Nachwelt ein Bild dieses Mannes zu geben, der alles durch eigene Kraft geworden, aufrecht und einsam, angefeindet und verspottet, länger als ein Lebensalter dastand und schließlich Hunderttausende zu Liebe und Verehrung zwang, dies war der große Zweck und die bedeutungsvolle Aufgabe dieses Buches. Er wurde erfüllt.

Hermann Sudermann: Purzelchen. Ein Roman von Jugend, Jugend und neuen Tänzen. 1929. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart und Berlin. Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart. Ganzl. RM. 7.—, 381 S. 8°.

Wenn man irgendeinen Band von Sudermann aufschlägt und irgendeine beliebige Stelle liest, so ist man verwundert über die große Kraft und die Plastik der Darstellung und unbedingt gefesselt von der Sudermannschen Kunst und der Art seiner Erzählung. Überall finden wir die große hinreißende Lebenswahrheit der

Menschenſchilderung und der Schilderung menſchlicher Verhältnisse. Von der Tagesmode tatſächlich unabhängig, ſind die erzählenden Schriften Sudermanns in ihrer Art Meiſterwerke, die ihren Wert behalten. Das gilt in mancherlei Beziehung von des Dichters leſtem Werke, dem „Purzelchen“, das mit beſonders liebevoll ausgeſtaltender Hand dem Dichter gelang, wie ſeiner beſten Schöpfungen eine. Gleichzeitig iſt es ein unerbittlich deutliches Zeitbild und ſo auch kulturhiſtoriſch ein Dokument. Nicht nur dichterisch.

U. v. Ungarn-Sternberg: Unsere Erlebnisse in der Zeit der Bolſchewiken-Herrschaft in Riga vom 3. Januar bis zum 22. Mai 1919. Riga 1929. Kommiſſionsverlag von Ernt Plateš U.-G. 58 S. 8°.

In einfach ſchildernder Form, darum nicht minder eindrukſvoll, beſchreibt Verfaffer, wie er ſich in Riga vor den Bolſchewiken verſteden mußte, während ſeine tapfere Frau inzwiſchen das Anweſen verteidigte, und wie er ſchließlich zu fliehen gezwungen war, in dem Augenblicke, als die Stadt befreit wurde. Durchflochten iſt das Ganze mit religiöſen Betrachtungen und wert, daß man es kauft, um ſo mehr als der Ertrag der Schrift für den Unterhalt der Landeswehr-Kriegergräber beſtimmt iſt.

## Inhalt

Zum achtzigſten Todeſtag Stephan Ludwig Roth's.

Stephan Ludwig Roth von Prof. Dr. Otto Folberth-Mediaſch.

Zu Klausenburg im Ungarland . . . von Franz Oberth. Vertont von Hermann Kirchner. Kulturbolſchewiſmus und Kultuſchutz von Paul Krannhals.

Deutſche Dichtung in Luxemburg.

Kundſchau: Edmund Steinacker geſtorben. — Das Deutſche Ausland-Inſtitut und ſeine Danzig-Auſſtellung. — Vom Deutſchtum in Bulgarien. — Die niederländiſche Preſſe über die Siebenbürger Sachſen. — Samuel Schumacher †. — Ein neues deutſches Kulturinſtitut für Ausländer.

Bücherſchau.

Empfehlenswerte Bücher für den Auslanddeutſchen.

\*

Herausgeber: Dr. Richard Szafi-Hermannſtadt.

Schriftleiter: Dr. Walther Schreiber-Hermannſtadt.

Oſtland-Verlag, Hermannſtadt.